STADTBIBLIOTHEK ELBING

Germanen-Erbe

Monatsschrift für Deutsche Vorgeschichte

Herausgeber: Hans Reinerth

Jahrgang 1941

Amtliches Organ des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte und des Amtes für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Schulung und Erziehung der NSDAP.

Johann Ambrosius Barth / Verlag / Leipzig

1944: 57

Zd 4 q

9335

Sämtliche Rechte
insbesondere das der Übersetzung
vorbehalten

Printed in Germany

012245

Druck von Lippert & Co. G.m.b.H., Naumburg (Saale)

Inhalt

Abhandlungen

	Seite
Andree, Julius: Die Abstammung des Menschen. Was sagt die Wissenschaft von heute?	119
Bertram, Otto: Steinmale im Volksglauben	170
Bertsch, Karl: Der Obstbau im vor- und frühgeschichtlichen Deutschland	103
Brandt, Karl: Alte bäuerliche Grabsteine und ihre frühgeschichtlichen Vorbilder	18
Dinklage, Karl: Die frühdeutschen Bodenfunde aus Krain und Untersteiermark	69
Fleischmann, Hans: Ostpreußische Dorfkirchen der Ordenszeit	154
Fuchs, Ludwig F.: Die Glaskunst bei den Alamannen	144
Genzmer, Felix: Die Form des vorgeschichtlichen germanischen Rechts	130
Gutmann, Karl: Aus Belgiens Vorzeit	162
Harder, Hermann: Der Straßburger Blutsegen	116
Harder, Hermann: Ullsverehrung bei den Südgermanen?	143
Ißleib, Hugo: Alte Rechtsdenkmäler in Deutschland	4
Kasparek, Max Udo: Alte deutsche Brauttruhen in der Slowakei	151
Kost, Emil: Die Keltensiedlung über dem Salzquell von Schwäbisch Hall	135
Kranzmayer, Eberhard, Zwölf Jahrhunderte deutsches Leben in Krain und Untersteiermark	66
Laube, Gustav: Bad Bilin im Sudetengau und seine nordisch-steinzeitlichen Bodenaltertümer	22
Lorch, Walter: Die Phosphatmethode im Dienste der Vorgeschichtsforschung	55
Lorch, Walter: Die Phosphatmethode im Dienste der Vorgeschichtsforschung (Schluß)	90
Meier-Boeke, August: Der Stern in der weserländischen Volkskunst	179
Mehl, Erwin: Der germanische Königsspruch ... keine Fehlübersetzung	148
Modrijan, Walter: Das Blei in der Hallstattzeit	113
Muck, Otto: Himmelsrose und Weltenbaum. Germanische Sinnbilder in Dantes Göttlicher Comödie	2
Muck, Otto: Der Adam des Michelangelo	46
Phleps, Hermann: Kirchenburgen in Siebenbürgen und ihre Verwandten in Skandinavien und im Reich	98
Phleps, Hermann: Die Herkunft der sogenannten „Schwarzen Küche“	139
Radig, Werner, Germanenerbe im Weichselraum	186
Schaffran, Emerich: Germanische Kunstgegenstände aus Carnuntum	14
Schoof, Wilhelm: Jakob Grimm und die Germanen	155
Seidel, Erhard: Rätsel um die Schalensteine der Sächsischen Schweiz	48
Steiner, Otto: Eine unrichtige Übersetzung aus Tacitus „Germania“	13
Ströbel, Rudolf: Die Steinzeit in den Alpen	34
v. Vacano, O. W.: Der altschwäbische Totengarten von Altstädten im Allgäu	80

Bücher- und Zeitschriftenschau

Bücher des Monats 30, 62, 96, 128, 158, 192

Nachrichten

Nachrichten 28, 60, 95, 125, 156, 191
Arbeitsgemeinschaft Metall 27

Amtliche Mitteilungen

Amtliche Mitteilungen 32, 64, 192

27. 3. 41

6. Jahrgang Heft 1/2 Januar/Februar 1941

STADTBIBLIOTHEK ELBING

Germanen-Erbe

Monatsschrift für Deutsche Vorgeschichte

DIE FEMELINDE
von Hof Bork
unweit Fallingbostel
in Hannover

Amtliches Organ des

Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte

und des Amtes für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Schulung und Erziehung der NSDAP.

Preis 90 Pfg.

6. Jahrgang 1941

Germanen-Erbe

Heft 1/2

Amtliches Organ des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte u. des Amtes für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Schulung und Erziehung der NSDAP.

Herausgeber: Hans Reinerth

Inhalt dieses Heftes:

Otto Muck: Himmelsrose und Weltenbaum. Germanische Sinnbilder in Dantes Göttlicher Comödie . 2

Hugo Ißleib: Alte Rechtsdenkmäler in Deutschland 4

Otto Steiner: Eine unrichtige Übersetzung aus Tacitus „Germania" 13

Emerich Schaffran: Germanische Kunstgegenstände aus Carnuntum 14

Karl Brandt: Alte bäuerliche Grabsteine und ihre frühgeschichtlichen Vorbilder 18

Gustav Laube: Bad Bilin im Sudetengau und seine nordisch-steinzeitlichen Bodenaltertümer 22

Arbeitsgemeinschaft Metall 27

Nachrichten 28

Bücher des Monats 30

Amtliche Mitteilungen 32

Die Idee über uns, der Kamerad neben uns, der Gegner vor uns!

Konrad Henlein

„Germanen-Erbe" erscheint zweimonatlich in Doppelheften und ist durch jede Buchhandlung, gegebenenfalls vom Verlag, zu beziehen. — Preis des Doppelheftes 90 Pfg. Halbjährlicher Bezugspreis RM. 2.70. — Beiträge und Bücher zur Besprechung sind an den Herausgeber Prof. Dr. Hans Reinerth, Berlin W 35, Matthäikirchplatz 8, einzusenden. Anzeigen und Beilagen werden vom Verlag angenommen. Abdruck von Beiträgen und Bildern nur mit Genehmigung des Herausgebers.

Johann Ambrosius Barth, Verlag, Leipzig C 1, Salomonstraße 18b

DIE FREITREPPE DES GÖRLITZER RATHAUSES *mit der Verkündkanzel und dem Standbild der Gerechtigkeit*

Otto Muck

Himmelsrose und Weltenbaum

Germanische Sinnbilder in Dantes Göttlicher Comödie

Dante Alighieri wird nicht nur als Italiens erster und größter Dichter, als eigentlicher Schöpfer der italienischen Sprache gefeiert, sondern auch als stärkster Visionär des katholischen Abendlandes: als der Erste und Einzige, dem die dichterische Formung einer Seelenfahrt durch die drei Jenseitsreiche gelang.

Durch hundert Gesänge bleibt der Leser miterlebender Begleiter des entrückten Sehers; durch Hölle, Fegefeuer und Paradies bis in den Glanz der hundertblättrigen Himmelsrose. Das Pathos des Vortrages wird durch die erstaunliche Detailschärfe, durch die unmittelbare Heranbringung des Geschauten zu oft kaum mehr erträglicher Spannung gesteigert. Man muß immer wieder die konkrete Phantasie dieses Genius bewundern, die sich auch an Nichterlebbares heranwagt — wie an die Durchwanderung des Erdmittelpunktes — und selbst vor dem Letzten, dem schauenden Erlebnis der göttlichen Dreifaltigkeit, die demütige Kraft seiner Sprache nicht verliert.

Es ist nicht unsere Absicht, Nochmaliges oder Neues zur poetischen oder religiösen Wertung der Göttlichen Comödie beizutragen. Das Ziel ist bescheidener gesteckt; es liegt in der Antwort auf die Frage nach den eigentlichen Quellen, aus welchen der Dichter schöpfte, um seine Vision in die bleibende Form des Wortes zu gießen. Woher nahm Dante Plan und Bildstoff? Welches Weltbild kommt in seiner Trilogie zum Ausdruck? Ist es traditionsgebunden oder eigenster Schöpfung?

Auf die letzte dieser Fragen ist die Antwort leicht. Wie jeder große Wortschöpfer, der mit einem wahrhaft epochalen Werk die Entwicklung von Sprache und Dichtkunst auf Jahrhunderte festlegt, stand auch Dante in lebendiger Beziehung zu seiner geistigen Umwelt und daher auch auf dem Boden der das 13. Jahrhundert bestimmenden Überlieferung. Es ist das gotisch-mittelalterliche Weltbild, das in der Commedia zu einer großartigen religiösen Totalschau über das Diesseits und Jenseits gesteigert wurde. In ihm sind die beiden Reiche noch nicht zu leeren Allegorien herabgesunken; sie grenzen wirklich aneinander — aber nur dem Begnadeten, dem Entrückten ist es vergönnt, die Grenze lebendig zu überschreiten. Alles, was außerhalb der die damalige Welt bildenden Erdscheibe liegt — sei es unterirdische Hölle oder überirdischer Himmelsraum —, *ist* jenseitig. Physisch und metaphysisch vom Jenseits der Sternenwelten umfangen, ruht die Erde im Mittpunkt der göttlichen Ordnung; dadurch ist der astronomische Grundton der Commedia bedingt, der rein äußerlich noch dadurch betont wird, daß alle drei Gesänge mit dem Blick auf die Sterne enden; der Höllenstadt entsteigt der Seher unter die Sterne der jenseitigen Erdhälfte, er schwingt sich aus dem irdischen Paradiese, vom Gipfel des Läuterungsberges zu ihnen auf und preist mit den letzten Terzinen die Liebe,

„die kreisen macht die Sonne wie die Sterne".

Für Dante ist die Astronomie noch nicht Wissenschaft, noch frommes Schauen in himmlische Welten. Noch herrscht Ptolomaios, noch ruht der Erdenball inmitten der göttlichen Schöpfung; schirmend umfängt sie der neunfache Himmel mit sieben Planetensphären, der kristallenen Decke der Fixsterne und dem ewig-lebendigen Feuer des Empyreums.

Diese geozentrische Mitgift antiker Sternforschung wird nun mit christlichem Lehrgut durchsetzt. Dantes Phantasie bevölkert die Himmelswelten mit den Hierarchien; er verbindet durch den Berg der Läuterung die Welt unter dem Monde mit den neun Himmeln; ja, selbst die Aufteilung der Erdenkugel in eine dies- und jenseitige Hemisphäre erhält ihre theologische Begründung: als Luzifer aus dem Himmel stürzte und in die Erde bis in ihren Mittpunkt einschlug, sei alles Festland vor dem Furchtbaren geflohen und auf der Gegenseite zur Erdscheibe zusammengeströmt, deren Mittpunkt Jerusalem mit dem Kreuzigungsberg Golgatha bilde. Das Jenseitige *bedingt* das Diesseits, es ist ihm als Ursache übergeordnet. Will man jenes Bild nachmalend aufzeichnen, welches Dantes Seherauge vorgeschwebt sein mag, dann muß dieser entscheidend wichtigen Wertung des Jenseits über dem Diesseits Rechnung getragen werden. Vom Reiche der Ursachen her mit dem entrückten Blicke des Dichters betrachtet, muß der Himmel, aus dem Luzifer fiel, *oben* liegen; da er in die jenseitige Erdenhemisphäre einschlug und kopfüber im Erdmittpunkt, in ewigem Eise gefesselt blieb, muß die diesseitige Hemisphäre, die bewohnte Landhälfte mit dem Berge der Erlösung als sinngebendem Mittelpunkte *unten* liegen. Damit erhält dieses Weltbild seine Ordnung; sie führt abwärts vom Feuerthrone Gottes über die Himmelsrose zum steilragenden Berg der Läuterung, längs seiner sieben Spiralstufen in das im Engelssturze entstandene, einer bis an den Erdmittpunkt eingebohrten Pfahlwurzel gleichenden

Einschlagloch, an dessen Ende Luzifer im Hölleneise steckt und den nach unten sich in Stufen abnehmender Qualen erweiternden Höllentrichter mit seinem Gigantenleibe verschließt. Der Limbus umrahmt die verdammte Stadt, aus ihm führt ein geheimer Pfad der Seele durch wüste Wälder in die lichte Tageswelt, in das Diesseits der Leibes- und Stoffbindung als den gottfernsten Ort. Überblickt man dieses Weltensinnbild, das wir schematisch wiederzugeben versuchen, so erscheint es — unverkennbar — einem Baume ähnlich, dessen höllisches Wurzelgeflecht weit ausgebreitet unterhalb der diesseitigen Hemisphäre beginnt, im Erdmittpunkt zusammenstrebt und von da an als Pfahlwurzel bis an die jenseitige Hemisphäre reicht; einem säulenartig schlanken Stamme gleich steilt der Berg der Läuterung hoch hinauf bis an den Rand der Himmelswelt; wie Spiralreliefs umgeben ihn die Bilder des Fegefeuers. Auf dem Gipfel der Baumsäule entfaltet sich die Sternenkrone: der neunfach gegliederte Himmel, geschaut als hundertblättrige Himmelsrose; inmitten dieser sich nach oben, dem Empyreum zu öffnenden Wipfelblume zeigt sich der Lichtkreis der Dreifaltigkeit, über dem durch alle Himmelswelten gewachsenen Baum, der alle Reiche des Dies- und Jenseits in sich beschließt.

Erinnert dieses Bild nicht an ein anderes, älteres? An ein Bild, das weder der antiken, noch der christlichen Vorstellungswelt angehört? Es ist jenes, das uns freilich erst aus der Snorra-Edda bekannt ist und im Grimnismal und der Völuspá geschildert wird: das Bild des Weltenbaumes, dessen himmelserfüllenden Wipfel Dante als Himmelsrose erschaute.

Das Weltensinnbild, das einem Plane vergleichbar dem wunderbaren Bauwerk der Commedia zugrunde liegt, ist germanisches Erbe. Blickt man tiefer, so erstaunt man über die Ähnlichkeiten, die sich der Betrachtung zeigen.

Es sei mit dem Höchsten begonnen. Wie nach den Worten des Grimnismals Odhins Hochsitz (Hlidskialf), liegt in Dantes Vision der Thron der Dreifaltigkeit inmitten der Himmelsrose, am Gipfel des Alls. Wie diesen die Sitze der Heiligen, umgeben jenen die zwölf Asenburgen. Neunfach gliedert sich das Geäst des Weltenbaumes, neun Himmel betrat Dantes gottesdurstige Seele. Der Wipfel, der die „neun Heime“ beherbergt, wächst aus dem säulenartigen Stamm, der Irminsul (Irminsul = Irminsäule, zu irmin, griech. ormenos = gewaltig, umfassend, im Sinne von Allsäule); eine „Säule des Universums, gleichsam das All tragend“ („Universalis columna quasi sustinens omnia“) nannte sie der Bremer Bischof Adam; ihr entspricht nach Gestalt, Ort und Aufgabe jener Berg der Läuterung, der steil und schmal aus der jenseitigen Erdenhemisphäre wächst und, umschlungen vom Spiralweg büßender Seelen, bis an die Mondessphäre hinaufreicht, also gleichsam das Himmelsall trägt. Wie der Weltenbaum seine Pfahlwurzel tief in die Erde streckt, so beginnt, als Verlängerung des Fegefeuers, die in die tiefste Hölle hinabführende Kluft unmittelbar an seinem Fuße; sie führt bis an die eisgefesselte Brust Luzifers —

„des Wurmes, der die Welt durchnagt“ (Hölle XXXVI, 108);

die Edda wieder weiß von einem funkelnden Wurme, den sie Nidhögg nennt, der unter dem Stamm des Weltenbaumes in seinem Wurzelballen nahe dem Urdbrunnen haust und die Toten in den Fängen trägt. Woher kam Dante dieses unmittelbar an das germanische Sinnbild des unterweltlichen Drachens erinnernde, sonst nicht motivierte Bild vom Wurme, der die Welt durchnagt? Weder die antike Astronomie noch die biblische Lehre geben Anlaß zu dieser Bezeichnung, die hier um so auffälliger wirkt, als knapp vorher Luzifer als dreiköpfiges, geflügeltes, aber sonst menschlich gestaltetes Scheusal geschildert wurde, dessen haarige Zotten Virgil ergreift, um an ihnen der Hölle zu entsteigen; nicht einmal die untere Leibeshälfte könnte — nach Art der Giganten — schlangenartig vorgestellt werden, da Dante, aus der Kluft rückblickend, Luzifer nun kopfabwärts im Eise hängend sieht:

„und sah die Bein' ihn nun nach oben strecken“ (Hölle XXXIV, 90)

— eine Wortwahl, die an der menschlichen Bildung dieser Beine nicht zweifeln läßt. Woher — muß man fragen — kam dieses die Logik der Schilderung sprengende Vergleichsbild? Wir antworten: aus längst Vergessenem, aus dem geistigen Erbschatz germanischer Ahnen.

Eine zweite, viel bemerkte und besprochene Stelle, an welcher die Logik des Bildwurfes gestört zu sein scheint, betrifft die Einführung des Eissees als untersten Höllengrund. Während in allen uns bekannten Bildwerken Flammen ewigen Feuers die Verdammten umzüngeln, schaut Dante gerade die Elendsten des verlorenen Volkes in Eis begraben; ja selbst Luzifer, der

„Kaiser von dem Reich der Schmerzen“ (Hölle XXXIV, 28),

steckt bis zur Brust im Eise, obwohl er, an den Erdmittpunkt, in das Zentrum der Hölle gebannt, im heißesten natürlichen und übernatürlichen Feuer brennen sollte. Aber auch dieser offene Widerspruch, unverträglich mit der christlichen Höllenvorstellung, löst sich, wenn er vom vergessenen Urbild her betrachtet wird; nicht das christliche Morgenland, wohl aber der germanische Norden glaubte an ein kaltes Reich der Tiefe; die Völuspá

zeigt das Bild strafender Flüsse, voll schwertscharfer Eisschollen und giftigen Eiters, in dem die Meineidigen und Eidbrecher, die Verräter waten — gerade jene, welche auch Dante in den untersten, eisigen Höllengrund versetzte. Daß die Verräter des Vaterlandes, der Verwandten und Kampfgenossen mehr als alle anderen gestraft werden, entspricht wieder nicht der christlichen, wohl aber der germanischen Ethik; daß Luzifer Judas Ischarioth, den Verräter Jesu, zusammen mit den Cäsarmördern Brutus und Cassius in seinen drei Rachen zerfleischt, könnte weder mit christlicher Theologie noch christlicher Moral motiviert werden; hieraus spricht ein durchaus anderes Gefühl: das der beleidigten Gefolgschaftstreue, die den Verrat am cäsarischen Führer nicht geringer einschätzt als den am Heliand; das aber entspricht germanischer Seelenhaltung, während das christliche Empfinden den Mord an Julius Cäsar nicht stärker verdammen könnte als irgendeinen anderen, ihn aber der Verwerflichkeit nach weit unter den Verrat des Judas Ischarioth stellen müßte.

Diese wenigen Andeutungen, die mancher Ergänzung im einzelnen fähig wären, mögen im wesentlichen genügen, um darzutun, wie stark das Weltbild Dantes auf vorchristlich-heidnischem, germanischem Vorstellungsgute ruht. Dies tritt gerade im Bauplan und an den beiden Brennpunkten zutage — im ewigen Eise Luzifers und dem alles überragenden Lichtthrone Gottes inmitten der Himmelsrose, die sich — dem Runenbilde der Irminsul entsprechend — als Spiegelbild des Höllentrichters nach oben öffnet. Ist auch die Staffage und die Kulisse mit christlichen Ornamenten bedeckt, durch gelegentliche antike Motive bereichert, klingt auch das Paradies von Gebeten und Psalmen statt wie im Grimnismal von den Schwertschlägen kämpfender Einherier —, das Ganze ist unverkennbar germanischen Geistes. Diese Erkenntnis, einmal ausgesprochen, hat grundsätzliche Bedeutung. Damit tritt, neben Antike und Christentum, Germanien als dritte Bilderquelle der Commedia in Erscheinung.

In seltsam einmaliger Weise durchdringen sich diese drei Welten — so wie drei Ebenen, sich sonst ferne, in einem einzigen Punkte sich treffen. In Dante, dem ersten großen Italiener, ist diese Dreieinigkeit wirklich geworden: die germanische Tiefenseele, die anima christiana und der an den antiken Lehren gebildete Geist.

Mag dies letztlich verwundern? Es ist wohlbekannt, daß Norditalien, Dantes Sippenheimat, wiederholt und nachdrücklich germanischen Einflüssen und Erbströmen ausgesetzt war. Dante selbst ist Beispiel: denn der Sippenname Alighieri ist, nur italienisch geschrieben, ein rein germanischer Name (Aliger (gotisch), dem dänischen Holger entsprechend, „Heils-Speer" bedeutend, vgl. Rüdiger = „Ruhmes-Speer", Notker = „Not-Speer" usw.). Die Manneslinie führt somit zu gotischen Ahnen; ihnen verdankt er die vergessene Mitgift germanischer Sinnbilder. Hat Virgil als Vertreter römischer Antike Dantes Seele durch das zeitliche und ewige Feuer geführt, war ihr Bernhard von Clairvaux mystischer Lehrer christlicher Paradiesesschau, so muß neben diesen beiden ein vergessener Dritter genannt werden: Aliger, Dante Alighieris Ahnherr — als der, der den Weg vorgezeichnet, den die anderen mit seinem Enkel durchschritten.

Hugo Ißleib

Alte Rechtsdenkmäler in Deutschland

In unserem deutschen Vaterlande gibt es viele herrlich gelegene und nur wenig bekannte Plätze und Stätten, die nach alten Überlieferungen als Thing- oder Dingstätten bezeugt sind oder auch sonst mit den Rechtsgebräuchen unserer Vorfahren in Verbindung stehen.

Auf den Thingstätten fanden einst die Volksversammlungen statt, wurde die Wahl des Führers und die Rechtsprechung vorgenommen. — „Unter freiem Himmel — im Angesicht der Heimat" —, so war es alter Brauch bei den germanischen Stämmen. — Wenn in anderen nordischen Ländern, wie z. B. in Island, das Thing schon um das 9. Jahrhundert urkundlich erwähnt wird, so gehen in Deutschland die ersten sicheren Nachrichten auf viel spätere Zeit zurück. Aber dennoch geben uns gerade die nordischen Thingstätten mancherlei Hinweise, an welchen Orten und in welcher Form die ältesten Thingplätze zu suchen sind. In niederdeutschen Landen dürfte das Thing nach dem Vorbilde von Jellinge in Jütland oder von Gamla Upsala in Schweden bei den großen weithin sichtbaren Hügelgräbern abgehalten worden sein. Diese Gräber eigneten sich durch ihren Aufbau, ihre Lage und Weihe ganz besonders für die Zwecke des Thinges. Auch wird man die in späterer Zeit entstandenen altgermanischen und sächsischen Volksburgen, wie unter anderen die Burg bei Niedenstein, die Eresburg, Herlingsburg und Hohensyburg, als Thing- und Versammlungsplätze an-

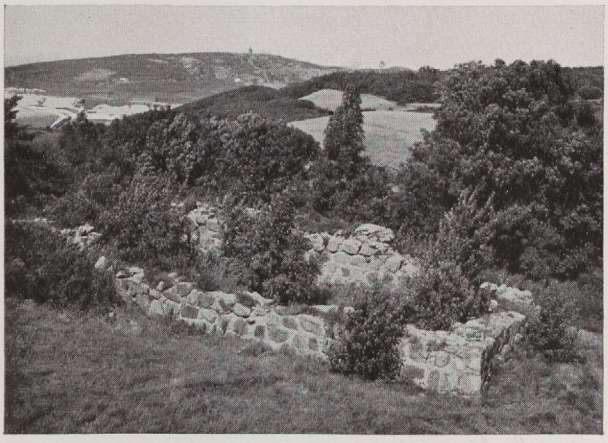


ABB. 1. Bornholm, Ruine des Thinghauses auf Hammerhus

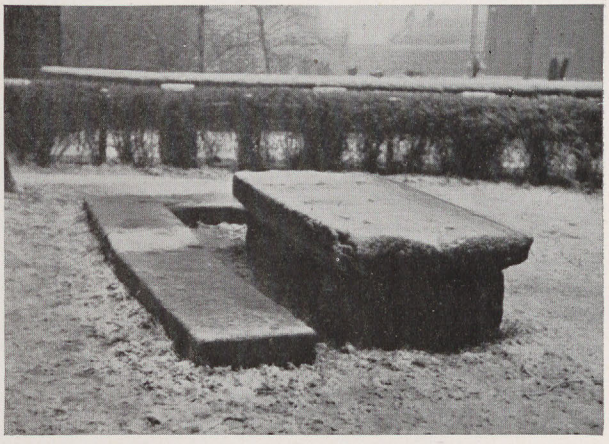


ABB. 3. Alter Freistuhl des Femgerichtes auf roter Erde in Dortmund

sprechen können. Diese Burgen sind außerordentlich großzügig und geschickt angelegt. Die Wälle umschlossen größere Geländestücke, die vortrefflich für Beratungen und Versammlungen geeignet waren.

Unter den ersten deutschen Kaisern wurde das Thing auch nach der jeweiligen Kaiserpfalz verlegt. Solche Pfalzen, Kaiserpaläste oder Burgen sind noch recht zahlreich, mehr als man allgemein annimmt, in deutschen Landen vorhanden. Ihre Ruinen sind zum Teil recht stattlich und lassen auch mancherlei Rückschlüsse auf das einstige Thing zu. So wird man häufig für das Thing ein eigenes überdachtes Thinghaus annehmen können (Abb. 1).

Im Mittelalter hatte das Thingwesen bereits stark ausgeprägte Formen. Da gab es das „Echte Thing", das an feststehende Tage gebunden war (Dingesdag) und dreimal jährlich stattfand. Daher auch das Sprichwort „Aller guten Dinge sind drei". Dann wurde im Bedarfsfalle auch noch das „Gebotene Thing" und das „Nach- und Aftthing" eingelegt. Jeder freie und wehrhafte Mann war thingpflichtig und mußte zum echten Thing ohne besondere Ladung erscheinen. Die Eröffnung des Thinges begann mit der Hegung. Das war nach alter Überlieferung die Abgrenzung und Einfriedigung des Platzes. Dann wurde in feierlicher Form der Thingfrieden ausgesprochen. Jeder einzelne nahm damit die Verpflichtung zum Schweigen auf sich, d. h. alle Streitigkeiten und Anfeindungen mußten während des Thinges ruhen. Ein Verstoß gegen den Thingfrieden galt als Entweihung und wurde bestraft.

In der Mitte des Thingplatzes befand sich oft ein Thingstuhl, die Thingbank oder auch ein Tisch von Bänken oder Stühlen umgeben (Abb. 2 u. 3). Viele kleinere Thingplätze lagen auf erhöhten Erdpodien, welche von Steinen eingefaßt und auch durch eine Steintreppe zugänglich waren. Oft haben die jetzt noch zahlreich vorhandenen Kreuzsteine mit ihren Runen- und Lanzenmotiven die

ABB 2. Dorfthing mit eingefaßter Linde, Steintisch und Bänken in Mühlbach

ABB 4. Zwei alte Kreuzsteine, die vermutlich auf einem Thingplatz standen

ABB. 5. Die uralte Gerichtslinde vor der Kirche des Heidedorfes Scheeßel

Thingstätten gekennzeichnet (Abb. 4). Daran erinnert eine alte Gerichtsstätte bei Ahaus, die man „Zum steinernen Kruz" benannte. — Viele alte Thingstätten befinden sich bei mächtigen Eichen und Linden. Diese Bäume standen von jeher bei den Germanen in besonderer Verehrung. Groß ist die Zahl der Heiligen Eichen, der Gerichtseichen, der Feme- und Tillylinden, von denen uns leider unser Schrifttum nur sehr wenig zu berichten weiß. Ein herrliches Bild bietet die Tillylinde bei Hemmendorf, die mit ihrer dichten Krone auf einer kahlen Anhöhe emporragt und nach allen Seiten weithin sichtbar ist. Die uralten Gerichtseichen und Femelinden von Erle, Scheeßel (Abb. 5) und vom Hof Brook in der Lüneburger Heide (Titelbild) sind nicht minder eindrucksvoll. Recht feierlich und zugleich anheimelnd wirkt auch die sagenhafte und stattliche heilige (hillige) Eiche vor dem Dorfe Müden in der Südheide.

Auch in der Nähe der alten Kirchen sind oft in frühester Zeit Gerichte und Versammlungen abgehalten worden. Viele Kirchen wurden, wie

ABB. 9. Kuckswall bei Wennbüttel. Alter Hügel auf dem u. a. die Streitigkeiten zwischen Holsteinern und Dithmarschern geschlichtet wurden

Grabungen und Funde bestätigen, auf den Stätten der alten Heiligtümer errichtet (Abb. 7). Manche Bräuche aus vorchristlicher Zeit sind somit unbewußt an dem alten Ort weiter haften geblieben oder auch in anderen Formen übernommen worden.

Auf der Insel Fehmarn hielt man in Landkirchen bis 1788 die Geschworenenversammlungen ab. In der sehenswerten Kirche steht der einzigartige „Landesblock" (Abb. 8). Das ist eine große, eisenbeschlagene und roh bearbeitete Truhe, in welcher die wichtigsten Landesurkunden niederge-

ABB. 10. Mitten in dem alten, malerischen Dorfe Mürsbach steht der einzigartige Bau der „Verkündhalle", in welcher Beratungen abgehalten und Beschlüsse und Urteile kundgetan wurden

legt waren. Auch in Dithmarschen wurden zur Zeit des Bauernfreistaates die Landesurkunden in einer Kirche, und zwar in der Kirche zu Weddingstedt, aufbewahrt. Der alte Turm der Kirche diente gleichzeitig als Landesgefängnis. Hier fanden unter freiem Himmel die Gerichtsversammlungen statt. — Ebenso wurde bei den Vierländer Kirchen (in der Nähe von Hamburg) Gericht gehalten, die Wahl des Landvogtes vorgenommen sowie manche amtliche Verfügung bekanntgegeben.

Bisweilen finden sich auch in der Nähe der Landesgrenzen besonders günstig gelegene Punkte, an welchen die Vertreter benachbarter Länder zu-

ABB. 7. Der alte Hügel aus der Zeit Waldemars des Grossen bei der Kirche zu Schwabstedt in Schleswig-Holstein
ABB. 8. Der „Landesblock" von Fehmarn. In der mächtigen, uralten Truhe wurden die Landesurkunden aufbewahrt

ABB. 11. Gerichtslaube am Rathaus von Lüneburg

sammenkommen. Bei Wennbüttel a. d. Gieselau erhebt sich z. B. ein einsamer Hügel, der Kuckswall (Abb. 9). Hier schlichteten die Holsteiner und Dithmarscher ihre Streitigkeiten.

Die Botmäßigkeit und die Einteilung des Things war verschieden. Es gab für die Thingpflichtigen des Gaues und Landes ein Gau- und ein Landesthing, welches naturgemäß eine größere Bedeutung als die kleineren Things hatte. In Holstein befand sich die Stätte des Landesthing in herrlichster Umgebung bei dem „Vierth" nördlich von Bornhöved, während z. B. ein Gaugericht im 13. Jahrhundert auf dem Edeberg bei Fegetasche gehalten wurde. — Die Ostfriesen hatten ihre uralte Gerichts- und Versammlungsstätte den „Upstallboom" in der Nähe von Aurich. Auf dem Platze, der unter Denkmalschutz steht, erhebt sich heute eine steinerne Pyramide. — Das Gaugericht des Bardengaues fand seltsamerweise auf einer Brücke in der Nähe der heutigen Stadtwassermühle in Lüneburg statt. — Außer dem Landes- und Gauthing gab es ferner ein „Burgthing", Thing der Burggrafen über ihre Vasallen und Hörigen, ein „Hofthing", Thing des Hofherrn (Dinggraf) über die Hintersassen und ein „Dorfthing", Thing der Dorfgemeinde. Schöne Beispiele für das Dorfthing geben die malerischen Plätze der Dörfer Staberdorf auf Fehmarn, Hajen an der Weser und Prieß in Holstein. Die Thingstätte in dem letztgenannten Dorfe ist durch einen

ABB. 12. Relief eines Vogtes mit Lanze und Schwert. Das Rechtswahrzeichen der Stadt Breslau

ABB. 13. Der Roland zu Bremen ist ein altes und wirkungsvolles Zeichen der Marktgerechtigkeit. Es diente vielen anderen Städten als Vorbild

großen Baumkreis gekennzeichnet. — In den mitteldeutschen Dörfern fand das Thing vielfach unter einer überdachten Halle statt. Einzigartig ist die Verkündhalle des hessischen Musterdorfes Mürsbach (Abb. 10). Die prächtige, durch Holzpfeiler aufgeteilte und durch ein hohes Ziegeldach bekrönte Halle weist in ihrem Innern einen Steinkreis auf. Die Steine wurden vermutlich von den auserwählten Persönlichkeiten als Standort benutzt. — Die schlesischen Dörfer hielten ihre Dorfversammlungen und Gerichte in Gasthäusern (Kretschame) ab. Vielerorten tragen diese zum Teil sehr alten Gasthäuser noch heute die Bezeichnung Gerichtskretscham.

ABB. 14. Alter Steintisch mit Getreidemaßen auf dem Marktplatz von Bischofsheim i. d. Rhön

Auch in den Städten fand ursprünglich das Thing unter freiem Himmel und später in eigenen Thinghäusern statt. Für die Rechtsprechung waren besondere Gerichtslauben vorgesehen (Abb. 11). Aus diesen Stätten entwickelten sich allmählich die stattlichen Rathausbauten. Recht anschaulich tritt dieser Entwicklungsgang an dem Marktplatz und dem herrlichen Rathaus von Breslau hervor. — In den ehrwürdigen Räumen und an den verwitterten Außenmauern der alten Rathäuser haben sich bis in unsere Zeit hinein vielerlei alte Rechtsdenkmäler erhalten (Abb. 12). Besonders schön sind die Verkündkanzeln und Freitreppen gestaltet und die Symbole des Rechtes dargestellt. Überaus wirkungsvoll ist z. B. die herrliche Verkündkanzel am Rathaus zu Görlitz (S. 1). — Als Zeichen der Marktgerechtigkeit stellte man auf den Märkten vieler Städte ein Rolandstandbild auf. Eines der ältesten Standbilder dieser Art ist der Bremer Roland (Abb. 13), der vielen anderen als Vorbild gedient hat. Oft sind auch die Brunnen- und Portalfiguren dem Roland nachgebildet. Die Rolandstandbilder und Rechtswahrzeichen waren vielfach mit einer Rosette geschmückt. Dieses Heilszeichen erinnert an Donar, den Wahrer des lebendigen Rechtes.

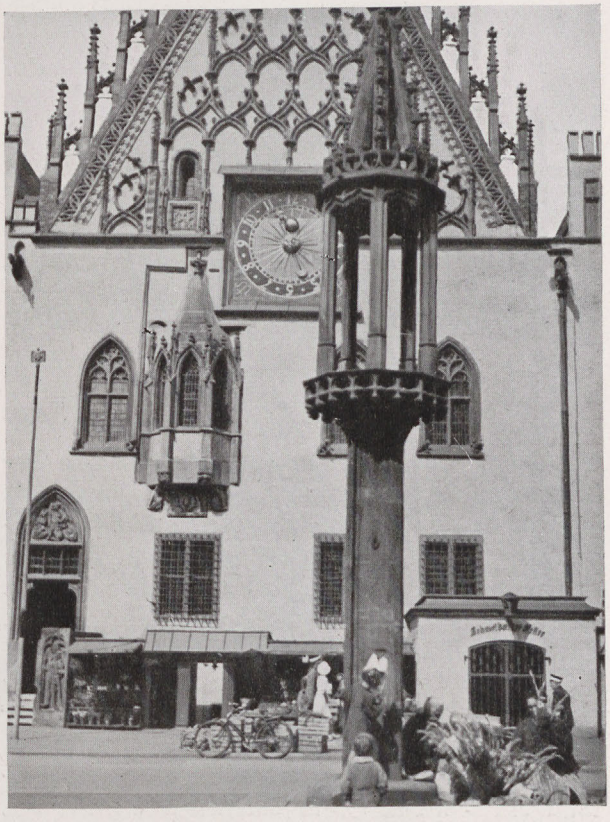


ABB. 15. Die alte Staupsäule und das Rathaus von Breslau, welches als schönstes und eindrucksvollstes Rathaus von Deutschland gilt

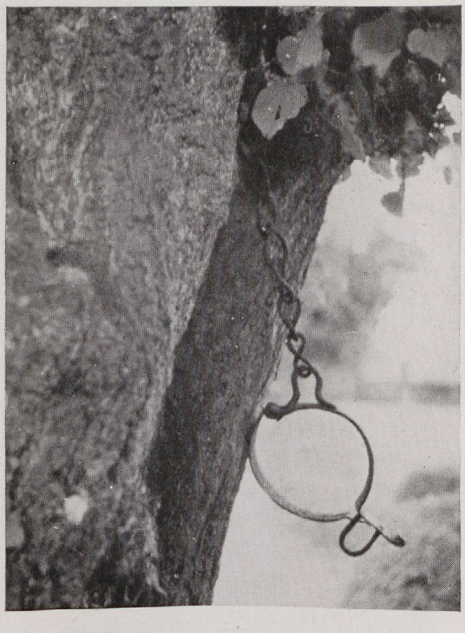


ABB. 16. Süderhastedt in Schleswig-Holstein. An einem Baume vor der Kirche hängt an einer Kette das Halseisen

In den Rathäusern und auf den Märkten befanden sich auch die amtlichen Waagen. Häufig war für diese ein eigenes Gebäude vorgesehen. Die Waagebalken und die Gehänge erreichen für unsere Zeit ungewohnte Ausmaße. Dabei läßt die sorgfältige Ausführung und die kunstvolle Bearbeitung so recht den hohen Stand des alten Kunsthandwerks erkennen.

Auch von den amtlichen Längen- und Hohlmaßen, welche die Stadtväter an den Rathäusern und auf den Märkten fest anbringen bzw. in Bänke oder Tische hineinarbeiten ließen, sind noch viele erhalten. Diese Maße gaben bei Streitigkeiten den

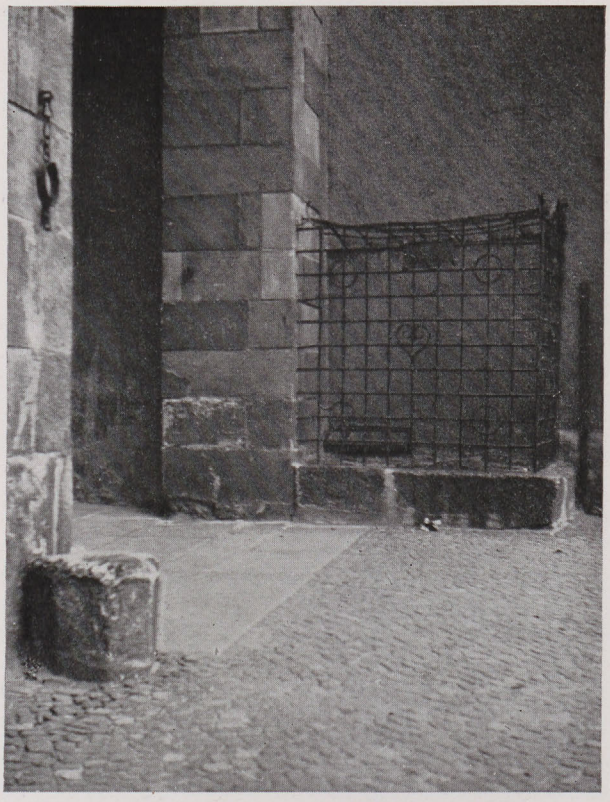


ABB 17. Pranger mit Halseisen und Narrengitter am Rathause der Stadt Oschatz

Ausschlag. Sie sollten Übervorteilungen und Betrügereien verhindern und konnten daher von jedermann als Beweis- und Rechtsmittel herangezogen werden. Besonders interessant ist unter anderen der Steintisch mit Getreidemaßen in Bischofsheim (Abb. 14), welcher den altrömischen Getreidemaßen überraschend ähnlich ist.

Als letzte Erinnerung an alte Thing- und Gerichtsstätten sind hier und da noch alte Staupsäulen, Schandpfähle (Pranger), Halseisen, Narrenhäuser und Galgen auf unsere Zeit überkommen. An den Staupsäulen wurde unter den Augen des Vogtes die Züchtigung der Übeltäter vollzogen. Solche Staupsäulen sind noch auf dem Ring in Breslau (Abb. 15) und auf dem Burghof der Ruine Kynast erhalten. — Die Schandpfähle, Pranger und Halseisen hatten die verschiedensten Formen. Merkwürdig ist die steinerne Säule auf der Stätte der alten Eresburg, dem heutigen Nieder-Marsberg. Die große, fein bearbeitete Säule trägt etwa in 2 m Höhe eine umgitterte Plattform, auf welcher die Bestraften vor aller Augen längere Zeit verweilen mußten. In Lauenburg an der Elbe steht vor dem Kirchenportal ein runder Steinsockel, der ebenfalls als Büßerstein oder Pranger diente. — Ein alter hölzerner Schandpfahl mit einem Halseisen und einer eisernen Elle (1681) befindet sich an der Stelle des alten Hundertfünfzigmal in Wohlde in der Südheide. — In ganz einfacher Form war der Pranger von Süderhastedt (Abb. 16) ausgeführt. Dort hatte man Halseisen an den großen Bäumen vor der Kirche befestigt.

Trunkenbolde sperrte man früher gern in einem an verkehrsreicher Stelle gelegenen Käfig, dem Narrenhäusel oder Narrengitter, ein. Die Stadt Oschatz in Sachsen weist neben vielen anderen Rechtsaltertümern an einer belebten Durchfahrt ein solches Narrengitter und auch ein Pranger auf (Abb. 17). In Dresden befand sich das Narrenhäusel bei der Augustusbrücke.

An die einstigen Galgen erinnert uns meistens der Name des Galgenberges. Nur soweit die Galgen aus Steinmaterial hergestellt sind, finden sich noch Reste von ihnen, wie in Mitteldeutschland und in Schlesien. — Auf einer Anhöhe bei dem schönen Städtchen Beerfelden im Odenwald erhebt sich düster und dräuend ein Galgen aus drei mächtigen Säulen (Abb. 18) und ferner eine uralte Gerichtslinde. Es ist eine recht stimmungsvolle Gerichtsstätte, welche zugleich einen herrlichen Blick über die Höhen des Odenwaldes gewährt. — Die schlesischen Galgen haben eine ähnliche Form wie der Beerfeldener Galgen. Statt der Säulen wurden Pfeiler aus Ziegel oder Feldsteinen aufge-

ABB. 18. Der alte Galgen von Beerfelden im Odenwald besteht aus drei mächtigen Steinsäulen, auf deren Kapitellen die Querbalken lagen. Der Platz war abgesteckt durch Steinplatten

ABB. 19. Die Galgenruine mit drei Pfeilern in der Nähe von Canth (Schlesien)

schichtet. Sie erhoben sich auf einem runden turmähnlichen Unterbau. Eine Galgenruine aus Ziegel befindet sich bei dem Städtchen Canth (Abb. 19) in der Nähe der Reichsautobahn, eine andere aus Feldsteinen reckt sich inmitten dichten Gestrüpps auf dem Galgenberg von Arnsdorf empor.

Der Erhaltung dieser für das Volkstum so aufschlußreichen Rechtsdenkmäler wird jetzt wieder besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Auch wird manche der alten Thingstätten in ihrer früheren Form wiederhergerichtet und würdig ausgestaltet. So ist z. B. die bedeutungsvolle und fast vergessene Werlapfalz an der Ocker wieder freigelegt. Eine Stätte, auf der einst die Sachsen ihr Thing hielten und später Friedrich Barbarossa zu Gerichte saß. — Recht eindrucksvoll ausgestaltet ist auch der bisher wenig bekannte Thingplatz bei Hösseringen (Abb. 20), auf welchem einst die Lüneburger Landstände tagten. Lange Zeit erhob sich dort mitten in den großen Waldungen ein von der

ABB. 20. Mitten in weiten Waldgebieten liegt der neu hergerichtete Thingplatz von Hösseringen, der einst den Lüneburgischen Landständen als Tagungsstätte diente

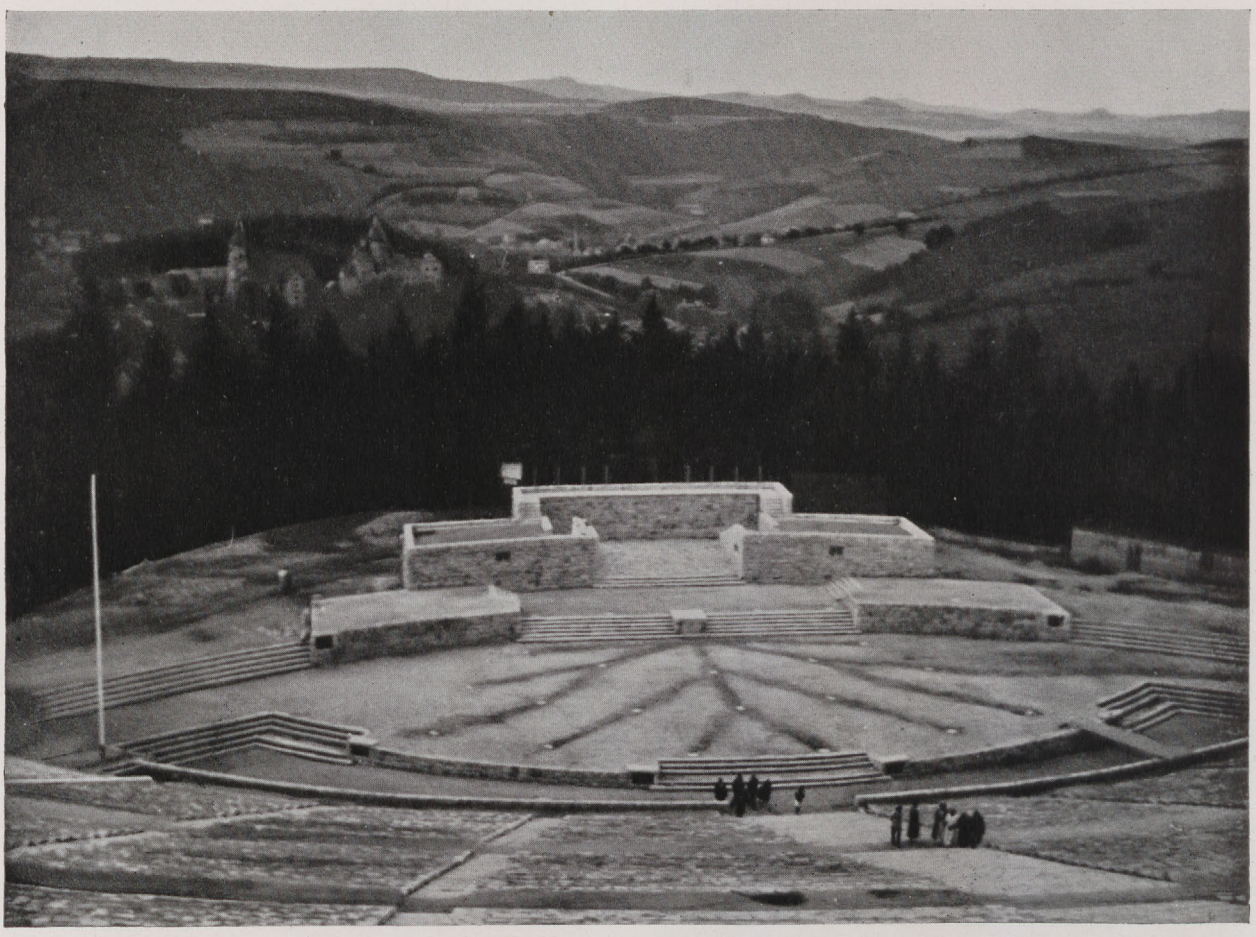


ABB. 21. Der großartige, neu hergerichtete Landesthingplatz von Schwarzenberg in Sachsen

Ritterschaft errichteter Findling. Jetzt ziehen sich um diesen Mittelpunkt mehrere Steinkreise, deren Steine die Namen der Ortschaften tragen und den Platz für die entsandten Vertreter angeben. In der Nähe ist ein altes typisches Bauernhaus neuaufgerichtet, das mancherlei bäuerliche Symbole aufweist und den Teilnehmern des Thinges gastliche Unterkunft gewährt.

Andere Thingplätze sind auf historischem Boden oder an besonders schönen Punkten unseres Vaterlandes neu erstanden. In Niederdeutschland ist ein solcher Platz auf dem Bockholzberg am Rande der Stedinger Marsch angelegt worden. Er bietet einen herrlichen Weitblick über schöne und fruchtbare Marschenländer und Gelegenheit zu großzügigen Freilichtfestspielen. — In Schwarzenberg im Erzgebirge wurde von dem Arbeitsdienst eine andere große, außerordentlich eindrucksvolle Thingstätte geschaffen (Abb. 21). Sie liegt inmitten einer herrlichen Berglandschaft und kann auf ihren hufeisenförmig angelegten Stufenreihen Tausende von Besuchern aufnehmen.

Die Schwierigkeiten vermehren nur mein Verlangen, das vor mir liegende große Ziel zu erreichen.

Heinrich Schliemann

Otto Steiner

Eine unrichtige Übersetzung aus Tacitus „Germania"

Keine Stelle in der Germania des Tacitus hat von jeher mehr stutzig gemacht, als die Worte im Kap. 12 (Strafen bei den Germanen): ignavos et imbelles et corpore infames coeno ac palude, injecta insuper crate, mergunt. Man übersetzt sie: Feige und Kriegsunlustige (besser wohl Kriegsverweigerer) und „Lüstlinge" versenken sie in Moor und Sumpf, Flechtwerk darüber gehäuft.

Ist diese Übersetzung der corpore infames mit „Lüstlinge" richtig, mit anderen Worten: Waren Laster und Verbrechen aus § 175f. unseres Strafgesetzbuchs bei unseren Vorfahren vorhanden und derart verbreitet, daß der Römer Tacitus darüber berichtete? Der Leser des Tacitus stutzt sofort, denn die Übersetzung steht in schärfstem Widerspruch mit dem ganzen übrigen Inhalt des Buches, mit den bewundernden Schilderungen des Tacitus von den reinen Sitten der Germanen, von der Heiligkeit der Ehe, der Achtung vor der Frau, der Zucht der Kinder (Kap. 18, 19). Wörtlich heißt es im Kap. 20: „Spät erst genießen die Jünglinge die Liebe, gleich entwickelt und voller Kraft vermählen sich die Jünglinge und die Jungfrauen."

Weiter: Hätte Tacitus, der ruhige, klare Schriftsteller, keinen anderen Ausdruck wählen können, als corpore infames, wenn er hätte sagen wollen, was man heute aus diesen seinen Worten übersetzt? Ganz sicherlich hätte er einen solchen Ausdruck gefunden, denn an anderer Stelle, in seiner Historia IV 14, kommen ihm mühelos die einen solchen Begriff treffenden Worte aus der Feder: ad stuprum (Unzucht, Schändung) trahere. Weiter: Nehmen wir die von Tacitus unmittelbar vorher aufgeführten, mit schimpflicher Todesart bedrohten proditores et transfugos (Hochverräter und Überläufer) zu den ignavos et imbelles hinzu, so sehen wir, daß sie alle demselben Kreis angehören, dem Kreis der Landesverräter und Kriegsverbrecher. Nur die „corpore infames" passen in diesen Kreis nicht hinein, wenn man sie, wie es geschieht, mit „Lüstlinge" übersetzt. Also wieder ein schwerwiegender Grund, daß diese Übersetzung nicht richtig sein kann.

Nach den bloßen Erwägungen nun noch das klare Zeugnis eines römischen Schriftstellers, ein Satz aus einer Rede des Quintilianus. Dieser läßt nämlich in seiner declamatio 4, seiner „Rede für den Soldaten", der Erwähnung eines Schändungsversuches an einem Soldaten durch einen Vorgesetzten die Worte folgen: Nihil tale novere Germani, et sanctius apud Oceanum vivitur: „Nichts dergleichen kennen die Germanen, und heiliger lebt man zum Ocean hin." Wie können wir alledem gegenüber an einer armseligen, undeutschen Übersetzung der corpore infames festhalten, nur weil sie von alters her überliefert ist! Von dieser Übersetzung „Lüstlinge" abzugehen, sind wir nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, wenn ohne Zwang ein Wort an ihre Stelle gesetzt werden kann, das in den Kreis und den Rahmen der von Tacitus aufgeführten Todesverbrechen gegen die Landestreue und Kriegspflicht nicht nur weit besser hineinpaßt als das Wort Lüstlinge, sondern in diesen Kreis geradezu hineingehört. Bei den „Hochverrätern, Überläufern, Feiglingen und Kriegsverweigerern" würde ein Verbrechenswort fehlen, wenn wir sie nicht aus den weiteren Worten „corpore infames" hinzusetzen könnten, nämlich das Verbrechen derjenigen, die sich am Körper untauglich machen, um der Erfüllung der Dienstpflicht zu entgehen, also die Selbstverstümmler. Dieses Verbrechen hat Tacitus gemeint.

Bei der Durchforschung der Quellen der Geschichte unserer Vorfahren entdeckt man in den ältesten Kommentaren des Tacitus — z. B. Grotius, Pichena, Gronovius, alle in lateinischer Sprache — mit besonderer Spannung, daß schon vor mehr als 200 Jahren die Übersetzung der corpore infames mit „Lüstlingen" deutsche Gelehrte verstimmte. Sie suchten eine Lösung zum Teil auf dem Wege, daß sie corpore als einen Schreibfehler deuteten und torpore lasen. Dann ergibt sich: „Die durch Schlaffheit, Verweichlichung mit Schande Bedeckten, Schimpflichen, Verrufenen." Andere Kommentatoren blieben bei dem corpore und deuteten den Sinn dahin, daß diejenigen gemeint seien, die durch irgendwelche Laster ihren Körper zerrütteten. Beide Deutungen können nicht befriedigen. Ohne überzeugenden Grund einen Schreibfehler anzunehmen und wie mit einem Taschenspielertrick einen Buchstaben und ein Wort zu ändern, ist ein Zeichen von Hilflosigkeit; zudem aber kommen beide Deutungen einer berechtigten Lösung nicht näher, sondern entfernen sich nur noch mehr von ihr, denn die durch sie gefundenen neuen Begriffe passen in den Kreis der Kriegsverbrecher noch weniger hinein als die „Lüstlinge".

Gegner Deutschlands haben immer wieder die rühmenden, bewundernden Berichte des Tacitus über die Germanen lediglich als eine zur Aufrüttelung des römischen Volkes bestimmte un-

wahrhaftige Propaganda hinzustellen versucht. Diese Gegner sind längst verstummt; andere Berichte und Quellen, Ausgrabungen und Funde haben die Wahrheit der Schilderungen des Tacitus erwiesen. Hier, bei seinem Bericht über die Todesstrafen der Germanen, hat die alte Erde selbst das fast grausige Beweismaterial geliefert. In den Mooren Norddeutschlands, Hollands und Dänemarks sind Leichen aufgefunden, sog. „Moorleichen", die zum Teil mit hölzernen Haken, mit Pfählen und Geflecht im Moor niedergehalten waren. Mehreren Leichen sind Hände und Füße gefesselt. Es kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß sie die von Tacitus berichtete Todesstrafe erlitten haben.

Emerich Schaffran

Germanische Kunstgegenstände aus Carnuntum

Unter den römischen Großstädten am Donaulimes nimmt Carnuntum, 40 km östlich von Wien, sowohl wegen seiner Bedeutung für die antike Kultur, als auch wegen der regen Verbindung mit der germanischen Welt einen bevorzugten Platz ein. Aus diesem Grunde hat der Führer umfangreiche Grabungen bei Bereitstellung namhafter Mittel verfügt.

Die Verbindung der römischen Stadt Carnuntum und des dazu gehörigen Legionslagers mit den Germanen entstand entweder durch die Grenznachbarschaft und die sich daraus ergebenden vielen freundschaftlichen und mehr noch feindlichen Beziehungen, wie durch die Benutzung der Trümmer der römischen Stadt durch wandernde germanische Völker in der Zeit nach der letzten Zerstörung Carnuntums nahe vor dem Ende des 4. Jahrhunderts, ungefähr um 390 u. Ztr. Da unter den germanischen Funden aus Carnuntum sich westgotische, ostgotische, langobardische und sogar awarische Kleingegenstände befinden, muß die Zerstörung der Stadt und des Lagers doch nur bis zu einem gewissen Grade erfolgt sein, denn sonst wäre eine weitere Benutzung, die immerhin mindestens mehrere Jahre durch jedes der erwähnten germanischen Völker andauerte, unmöglich gewesen. Es scheint sich auch dank dieser germanischen Besiedlung in der späteren Völkerwanderungszeit der Name Carnuntum erhalten zu haben, denn Einhard, der Kanzler Karls des Großen, spricht in seinen Annalen anläßlich der Verleihung eines Landstriches an den Hunnenfürsten (lies Awarenfürsten) Theodorus deutlich von Carnuntum.

Die Grenzberührungen von der Erbauung des Standlagers an (73 u. Ztr.) mit den Germanen nördlich der Donau führten zuerst zu den Quaden; aber auch Berührungen mit den Markomannen sind möglich, wie mit germanischen Völkern des Odergebietes, da bei Carnuntum die berühmte Bernsteinstraße die Donau überquerte und mit den Bernsteintransporten auch germanische Kunstgegenstände südwärts gewandert sein werden.

Das überaus sehenswerte Museum Carnuntinum in Deutsch-Altenburg wies in seinem letzten Inventar nur 9 germanische Gegenstände aus. Ich konnte bei einer Durcharbeitung der Bestände dagegen 41 germanische oder wenigstens germanisch verwandte und 5 römerzeitlich-germanische Kunst- und Gebrauchsgegenstände feststellen, von denen nun einige beschrieben werden.

Interessant ist zunächst eine kleine bronzene Rundfibel (Abb. 1, 2). Die Vorderseite zeigt einen Kopf mit griechischem Helm, daneben einen kleinen Mann, dessen linke Hand in acht linear gedachte Blätter übergeht. Die rechte Hand ist leider weggebrochen. Es handelt sich hier um eine germanische Darstellung des achtgeteilten germanischen Jahres in der Form des Sohnes Gottes. Eine sehr ähnliche, bereits hochromanische Ausdeutung dieses Begriffes entdeckte ich ferner an der Pfarrkirche zu Burgeis im Ober-Vinschgau. (Über das Motiv: Barnhausen in „Der Schlern", Aprilheft 1938.)

Gleichfalls des Inhaltes halber bemerkenswert ist eine Beinplatte mit der erzählerischen Darstellung einer Rentierherde. Die Leiber der Tiere sind parallelgestreift, die Bewegungen wohl stark vereinfacht, doch gut erkenntlich. Diese Beinplatte erweckt Erinnerungen sowohl an frühe schwedische Felszeichnungen, wie auch an die eisernen Widder und Hirsche des langobardischen Fürstensarges von Civezzano in Südtirol. Doch darf auf keinen Fall eine Gleichzeitigkeit mit diesem Sarg angenommen werden. Auch eine Verwandtschaft mit dem fast naturalistisch gravierten Knochenkamm aus Wien-Leopoldau besteht nicht. Viel eher handelt es sich hier um ein frühestgeschichtliches oder sogar vorgeschichtliches Denkmal aus Nordgermanien, das durch seinen harten Linearstil von anderen Funden ähnlicher Thematik, doch naturalistischerer Gestaltung, sich deutlich unterscheidet. Hier könnte ein Abtransport aus den Ostseegebieten auf der Bernsteinstraße vorliegen.

Mit dieser Beinplatte steht höchstens in einem ganz oberflächlichen formalen Zusammenhang eine ansehnliche Reihe von Beinplatten und deren

1

2

3

4

5

6

7

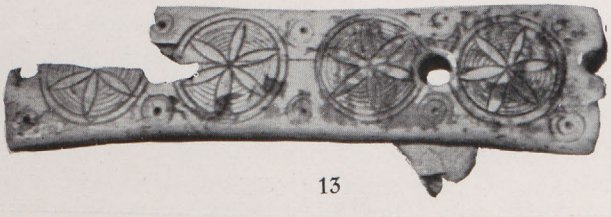
8

9

10

11

12



13

ABB. 1. GERMANISCHE FUNDE AUS CARNUNTUM

1, 9—13 Beinplatten, 2—4, 6 Rundfibeln, 5 Bronze-Reliefplatte, 8 Beschlagstück

Resten (Abb. 1, 1, 9—13), die ursprünglich als Belag von Spiegeln, Kämmen und Umhüllungen dienten. Die Ornamentik ist einfach geometrisch, die Tierdarstellungen recht naturalistisch und die Verwendung der sechsteiligen Rosette aus dem nordischen Sinnbilderkreis entnommen. In einem Bruchstück kann man formale Vorbereitungen bzw. Anregungen zur Blattranke wie zum „Laufenden Hund" entdecken. Diese Beinplatten sind so früh wie möglich, am besten in das beginnende 2. Jahrhundert u. Ztr., zu datieren und germanischer Herkunft jedoch unter keltischem Einfluß. Auf das Nachwirken dieser geometrischen Motive auf den Kerbschnitt der pontischen Kunst und auf die gotischen Arbeiten des 5. Jahrhunderts (z. B. Zaumzeug aus Untersiebenbrunn im kunsthistorischen Museum Wien) sei besonders verwiesen. Zu vergleichen wären auch die vorgeschichtlichen Funde dus dem Nonsberg (siehe dazu meinen Aufsatz im Aprilheft 1940 der Mitteil. d. Deutsch. Akad. München).

Weitere germanische Kleinkunstwerke aus den beiden ersten Jahrhunderten sind in ihrer seltsamen Zwitterstellung zwischen Eigenem und der keltisch-illyrischen Mischkunst des niederösterreichischen Donautales mehrfach vorhanden. Bei diesen Sachen die einzelnen Stilkreise auseinanderzuhalten, ist schwer, vielfach überhaupt unmöglich. Manche Ornamentformen gehören der germanischen wie der keltischen Welt an und auch der Inhalt läßt sich keineswegs immer restlos für dieses oder jenes Volk abgrenzen. Ein Beleg dafür ist die Taubenfibel mit den eingepunzten Kreisen (Abb. 2, 2).

Wie auch innerhalb der germanischen Kultur der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung die Stilformen vermischt werden, zeigt schön die Zwiebelkopffibel in Armbrustform (Abb. 2, 3), um 320

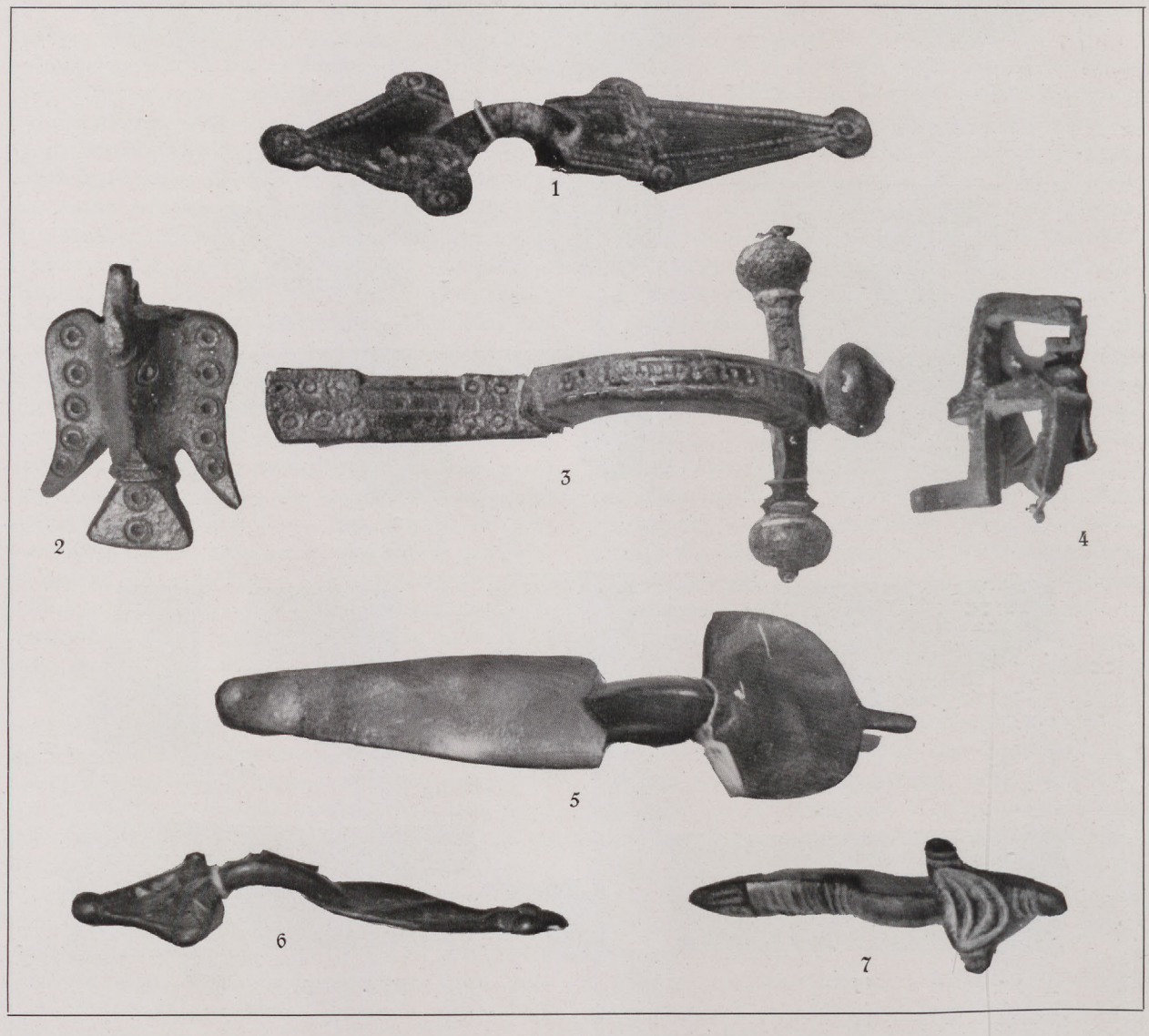


ABB. 2. GERMANISCHE GEWANDSPANGEN *aus Carnuntum*

anzusetzen, in etwas archaischer Art markomannische Motive und solche aus dem langobardischen Siedlungsraum an der unteren Elbe verwendend. Auch hier tritt das Motiv der konzentrischen und punktierten Kreise auf. Die Bedeutung dieses Stückes liegt weniger in der für das 4. Jahrhundert typischen Kreuzform, als in der Ornamentik.

Die unausgesetzt rege Verbindung der germanischen mit der römischen Kunst möge man aus einer kleinen Bronzeplatte ersehen, wo, gerahmt durch das östlich-germanische Tau, in römischer Technik der Kopf eines germanischen Kriegers (Königs?) mit typisch nordischem Spangenhelm erscheint. Auf Ähnlichkeiten mit den Bastarnenköpfen auf dem Siegesdenkmal von Kirkkilisse sei außerdem hingewiesen (Abb. 1, 5).

Als die Westgoten nach der Zerstörung Carnuntums hier kurzen Aufenthalt nahmen, hinterließen sie außer ihren bekannten Silberblechfibeln (Abb. 2, 5) bedeutende Gefäße, mehrere mit schönem geglättetem Gittermuster (Abb. 3). Interessant ist hierbei die vollkommen unantike Umrißform in der merkwürdigen Ähnlichkeit mit frühromanischen Säulenbasen in Deutschland und manchmal auch in Oberitalien. Da diese Gefäße aus einem Haus der Zivilstadt stammen, ist deren Benutzbarkeit im 5. Jahrhundert nachgewiesen.

Eine kleine Bronzefibel mit dreieckiger Kopf- und trapezoider Fußplatte mit eingepunzten Kreisen auf dem Platz der Rundeln (Abb. 2, 1) scheint ein zurückgebliebenes ostgotisches Stück zu sein, das auch Anklänge an mitteleuropäische Fibeln des ausgehenden 5. Jahrhunderts aufgenommen hat. Aus diesem Stück könnte man, wären gerade in dieser Beziehung die Bodenfunde reicher und klarer, auf das sonst wiederholt fühlbare Zurückbleiben ostgotischer, wie später auch langobardischer Volkssplitter schließen, die nur zum Teil ihre Art rein erhielten, denn ein vollkommener Abschluß gegen die benachbarten anderen germanischen und sonstigen Kulturen war nicht gut möglich. Die Bearbeitung der Bodenfunde in dem so ungewöhnlich wichtigen Südostraum zwischen Tullnerfeld und Plattensee müßte überhaupt den zurückgebliebenen germanischen Volksteilen mehr Aufmerksamkeit schenken als bisher.

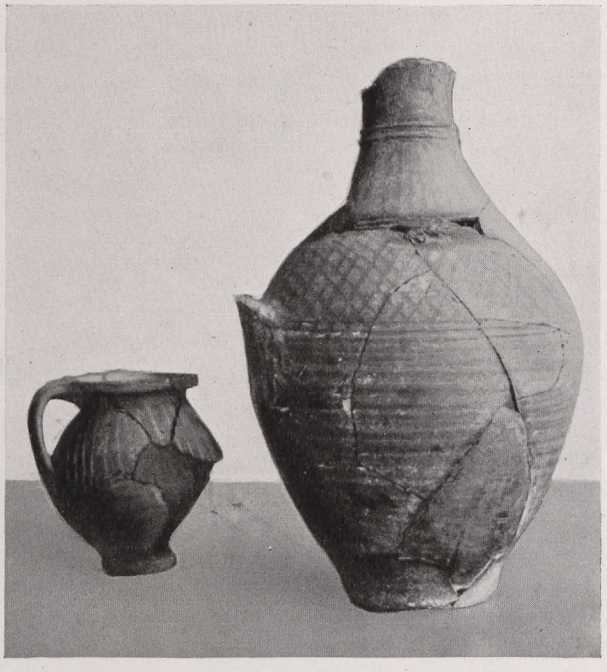


ABB. 3. GOTISCHE TONGEFÄSSE aus Carnuntum

In den Arbeitsbereich der langobardischen Kunst gehören zwei Kleingegenstände. Zuerst eine überaus typische Rundfibel in S-Form (Abb. 1, 6), wie sie aus italienisch-langobardischen Gräbern zur Genüge bekannt ist (z. B. Cividale, Nocera Umbra, Castel Trosino u. a. m.). Das Stück besteht aus Silber. An mehreren Stellen der Tierleiber sind Reste der Granateinlagen zu erkennen. Die Tierköpfe stehen am Übergang vom Tierstil I zu II. Dadurch muß die Entstehung dieser Fibel nach dem Abzug der Langobarden aus Pannonien, also nach 568, angenommen werden. Ob das Stück dann die Arbeit eines im Lande zurückgebliebenen und mit seinen Volksgenossen in Italien in Verbindung gebliebenen Künstlers oder Import aus Italien, am ehesten aus Friaul, ist, bleibe dahingestellt. In beiden Fällen kann die Entstehung dieses schönen Stückes noch im 8. Jahrhundert erfolgt sein. Eine unbedingte Frühdatierung ist keinesfalls notwendig. (Darüber mein Werk „Die Kunst der Langobarden in Italien", Diederichs 1941.)

Das zweite langobardische Werk ist ein sonst ohne besondere tragfähige Begründung als merowingisch angesprochenes eisernes Beschlagstück einer Tasche (Abb. 1, 8). Wegen der deutlichen Übernahme westgermanischer Formelemente, aber auch wegen der ebenso deutlichen Beharrung im Langobardischen, dürfte hier ein um 730 zu datierendes Stück eines zurückgebliebenen langobardischen Kunstschmiedes angenommen werden. Wie sehr sich in diesem Werk bereits die Vorromantik auch technisch andeutet, zeigen die Kupfer- und Silbertauschierungen in der nach altertümlicher Form verbundenen Kreise.

Diese beiden langobardischen Kleinwerke sind die letzten auf dem Boden Carnuntums gefundenen germanischen Kunstwerke. Die ihnen zeitlich folgenden awarisch-slawischen Gegenstände, einige davon in den bekannten Formen der Keszthelykultur, belegen gleichfalls die Benutzbarkeit der Stadt Carnuntum noch im beginnenden 8. Jahrhundert.

BIBLIOTEKA W TORUNIU

Die neuen Ausgrabungen in Carnuntum werden hoffentlich diese hier nur auszugsweise gegebene Fundliste vermehren und deutlicher machen helfen. Es sei hierbei nochmals auf die außerordentlich große Bedeutung der Porta hungarica, wie des ganzen benachbarten Südostraumes für die germanenkundliche Forschung hingewiesen. Wir stehen hier erst am Anfang der Arbeit und damit auch am Beginn unserer Erkenntnis dieser Spezialfragen.

Karl Brandt

Alte bäuerliche Grabsteine und ihre frühgeschichtlichen Vorbilder

Es ist ein erhebendes Gefühl, einen unversehrten alten Dorffriedhof zu besuchen. Glücklicherweise haben wir hier und da noch einige, die wenigstens teilweise erhalten sind. Meistens hat die neuere Zeit recht lieblos mit ihnen verfahren. Gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts wurden vielfach alte bäuerliche Friedhöfe aufgegeben und an anderen, passenderen Stellen neue eingerichtet. Nachkommen der auf den alten Friedhöfen Bestatteten konnten die meist ansehnlichen und großen Grabsteine abholen. Dies ist auch in vielen Fällen geschehen. So kommt es, daß man an alten Gehöften ab und zu einen altehrwürdigen Grabstein sieht, wie z. B. in den Vierlanden bei Hamburg oder in Westfalen. Befindet sich darauf noch eine Hofmarke, so ist der jetzige Hofbesitzer besonders stolz. Viele Grabsteine aber wurden nicht abgeholt und sind als Bausteine oder gar als Straßenschotter verwendet worden.

Einer der schönsten und besterhaltenen bäuerlichen Friedhöfe liegt um die alte Kirche in Lunden in Schleswig. Dieser Friedhof ist auch in vorgeschichtlicher Beziehung von besonderem Interesse. In Reihen liegen heute noch die schweren Grabsteinplatten nebeneinander und decken jeweils eine Grabkammer ab, in der nach und nach ganze Bauerngeschlechter bestattet worden sind. Viele Zentner schwer sind die Platten. Mannigfaltig erscheinen die reliefartig herausgearbeiteten Inschriften und Verzierungen, die meist christlichen Inhaltes sind. Daneben finden sich aber auch in Wappenzier gesetzte Hofmarken, Sonnenrosetten, Jahreszahlen, Bildnisse der Verstorbenen und bei den aufrechtstehenden Grabplatten auf der Rückseite die Namen der Bestatteten.

So ist auf der Rückseite einer großen Grabplatte zu lesen:

Clanes Heninges 72 Jahr † 1615
Seine Frau Grete † 1637 79 Jahre
Jakob Heninges † 1642 64 Jahr
Seine Frau Grete † 1634 52 Jahr.

Auf der Vorderseite ist in der Spitze ein älterer Mann mit langen Kopfhaaren und Bart ausgearbeitet (Abb. 3). Darunter, auch auf dem großen Mittelfeld, stehen christliche Sprüche. Rechts das Brustbild eines Knaben und links das eines Mädchens[1]) und im unteren schmalen Feld 4 Familienwappen mit der Jahreszahl 1619 dazwischen. Dieser schöne, in seiner Form wohl abgewogene Grabstein steht auf einer anderen Platte Eine gewundene Stange verhindert das Umstürzen des aufrechtstehenden Steines.

Mehrere solcher schönen Grabsteine sind auf dem Geschlechterfriedhof in Lunden zu sehen und erhebend und besinnlich ist es, durch die Reihen zu schreiten, die Inschriften zu lesen und an jene alten Bauerngeschlechter zu denken, die es noch verstanden, ihre Toten würdig zu ehren und zu überliefern. — Wie anders sieht es dagegen auf einem modernen Friedhof aus!

Auf dem Friedhof in Lunden sind auch einige Gräber vorhanden, bei denen die eigentliche Grabplatte an den vier Ecken mit je einem schweren eisernen Ring versehen ist. Oberhalb derselben steht der Grabstein mit seinen Inschriften und Verzierungen (Abb. 1). Steckte man durch die Ringe eine Holzstange, so war es leichter, die schwere Grabplatte abzuheben. Das wurde jedesmal notwendig, wenn jemand aus dem Geschlecht gestorben war. Im Verlaufe weniger Generationen war solch eine Grabkammer gefüllt. Aber man muß hierbei bedenken, daß in wenigen Jahrzehnten ein Leichnam bis auf das Knochengerüst restlos vergangen war. So wurde es möglich, die Knochen in einer Ecke oder an einer Seite zusammenzuschieben, um so Platz für den neuen Toten zu gewinnen.

Im Grunde genommen haben wir hier dieselbe Bestattungsart wie bei den Großsteingräbern in der Jungsteinzeit. Hier wie dort ist eine Grabkammer aus Steinen gebaut vorhanden. Wie an den jungsteinzeitlichen Grabkammern der Groß-

[1]) Wahrscheinlich Adam und Eva, als Andeutung des Sündenfalles, wodurch nach christlicher Anschauung das Sterben für die Menschen eingesetzt wurde. Siehe auch Abb. 4.

ABB. 1. DIE ALTE KIRCHE von Lunden in Schleswig mit dem Geschlechterhof

steingräber ist auch hier ein Verschlußstein vorhanden, der nach Bedarf den Zutritt zur eigentlichen Grabkammer freigab. Die vielgestaltigen jungsteinzeitlichen Gräber waren ebenfalls Sippenbegräbnisplätze. Das gilt wenigstens von den Ganggräbern und Großen Kammern, die manchmal über 100 Bestattete aufgenommen haben. Die gleichen Grundgedanken haben sich hier ausgewirkt, Gedanken, die durch 4000 Jahre die gleichen geblieben waren.

Dafür haben wir noch ein weiteres Beispiel. Als auf Befehl des Kaisers Karl die Totenverbrennung verboten wurde und die Körperbestattung aufkam, legte man die Verstorbenen in einen Eichenbaumsarg, genau so, wie in der Bronzezeit. Wie kam man nun darauf, auf diese, fast 3 Jahrtausende zurückliegende Bestattungsart zurückzugreifen? Eine Überlieferung kann mitgespielt haben, aber auf keinen Fall kann man annehmen, daß diesbezüglich eine bewußte Fortsetzung einer jahrtausendelang unterbrochenen Tradition stattgefunden hat. Wir sehen auch diesbezüglich die Tatsachen, die Befunde, wir wissen aber noch nicht, wie sie geworden sind. Immerhin

ist es ein Fortschritt, zunächst die Befunde zu ermitteln, wodurch das Suchen und Finden von Erklärungen angebahnt wird.

Bei den Geschlechterfriedhöfen mit mehrfach zu benutzenden Grabgrüften kann man an adlige und kirchliche Vorbilder denken. Die Gräber in Klöstern und Kirchen mit ihren großen verzierten Grabdeckplatten haben Ähnlichkeit mit den Gräbern auf dem Friedhof in Lunden. Die alten, freien und stolzen Bauerngeschlechter in der Landschaft um Lunden konnten es sich wohl leisten, es den „hohen Herrschaften" gleich zu tun, zumal ihre Ahnenliste manchmal erheblich weiter zurück zu verfolgen war, wie die mancher adligen Herrschaft. Sie waren aber auch nicht weniger stolz auf ihre Ahnen, auf die Fürsten des Pfluges, ganz abgesehen davon, daß viele Bauern wie kleine Könige auf ihrem Hofe regierten.

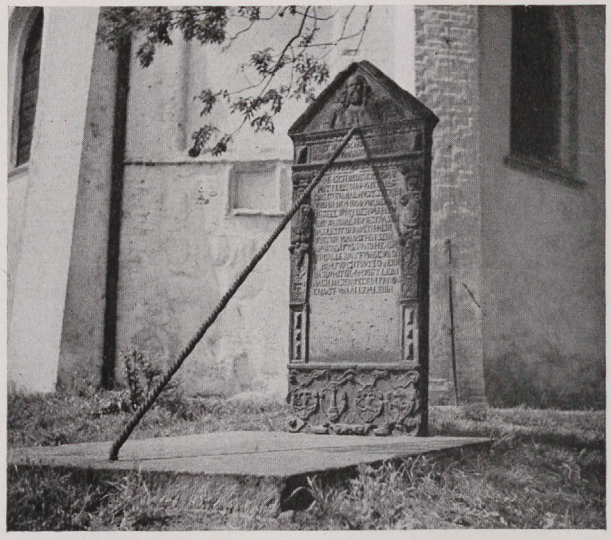


ABB. 3. GRABMAL des Geschlechtes Heninges in Lunden

Hatten sie durch ihrer Hände Arbeit und überlegte Wirtschaftsweise ein kleines Hofkönigreich geschaffen, auf dem es an nichts mangelte, so mußten auch die Begräbnisplätze der Verstorbenen würdig sein. In dieser Beziehung standen sie den weltlichen wie den kirchlichen Fürsten nicht nach, im Gegenteil, hierin überflügelten sie in ihrem natürlichen, landschaftsgebundenen Empfinden manches fürstliche Grabmal mit seinem überladenen und der Schlichtheit des Todes wenig entsprechenden Prunk.

Nicht überall ist es zu solch großartigen bäuerlichen Friedhöfen gekommen, wie in Lunden. In vielen Landschaften treffen wir einfachere Friedhöfe, deren Eindruck nicht weniger erhebend ist.

ABB. 2. GRÄBERREIHEN auf dem Friedhof von Lunden

Auch hier sind wieder flache Steinplatten als Grabsteine verwendet worden. Eingehauen finden sich darauf christliche Sprüche, meist bekannte Psalme, die Namen der Verstorbenen, Hausmarken, allbekannte Heils- und Sinnzeichen, ornamentale Verzierungen und manchmal auch biblische Szenen, wie auf einem Grabstein von 1658 im Emschertalmuseum in Herne, Westfalen. Auf manchen Grabsteinen sind in das Oberteil die Sinnzeichen desjenigen Handwerks eingemeißelt worden, das der Verstorbene zu Lebzeiten ausgeübt hat. Da finden sich Amboß und Hammer oder Zange und Hammer gekreuzt als Sinnzeichen des Schmiedehandwerks oder eine Schere als Zeichen des Schneiders. Meist sind diese Grabsteine von irgendeinem Handwerker hergestellt worden, der auf Bestellung arbeitete. Häufiger wurden noch zu Lebzeiten des Mannes oder der Frau beide Hälften des Grabsteines hergestellt, so daß schon der Name des noch lebenden Ehepartners mit auf den Grabstein zu stehen kam. Nur das Sterbedatum wurde ausgelassen, um es nach seinem Ableben einmeißeln zu lassen. Vielfach ist das aufgeschoben und vergessen worden. So kommt es, daß dann nur ein einziges Sterbedatum auf dem Grabstein vorhanden ist. Auf dem erwähnten Stein aus dem Jahre 1658 ist der Ehemann Notten zuerst gestorben; seine Ehefrau hat für sich gleichzeitig einmeißeln lassen: „Anno .... ist die ehrbare und thugendsame Catharina Notten sein Ehehausfrau im Herrn sanft entschlafen."

ABB. 4. BÄUERLICHER GRABSTEIN aus dem Ruhrgebiet. 1658. Emschertal-Museum, Herne

Auf alten ruhrländischen Grabsteinen läßt sich vom 16. Jahrhundert an verfolgen, wie die ehedem so geschmackvoll hergestellten Grabsteine allmählich immer mehr verflachen, um im 19. Jahrhundert ganz einfach und arm zu werden. Immerhin sind auch die jüngeren bäuerlichen Grabsteine schöner als die aus den letzten Jahrzehnten, die heute unsere Friedhöfe verschandeln.

Interessant ist die Feststellung, daß auch die wikingischen Runensteine, von denen ein Teil als Grabsteine oder Totengedenksteine anzusprechen ist (Germanen-Erbe 1939, Heft 7, H. Patzelt, Die Runendenkmäler in Schweden). So ist auf dem Möjbrostein in Uppsala zu lesen: „Frarad (ruht hier) Ane der Einäugige ist besiegt." Unter den zwei Runenreihen ist ein Reiter hoch zu Roß eingearbeitet, jedenfalls Frarad, dem dieser Stein gesetzt wurde. Die Runen auf dem be-

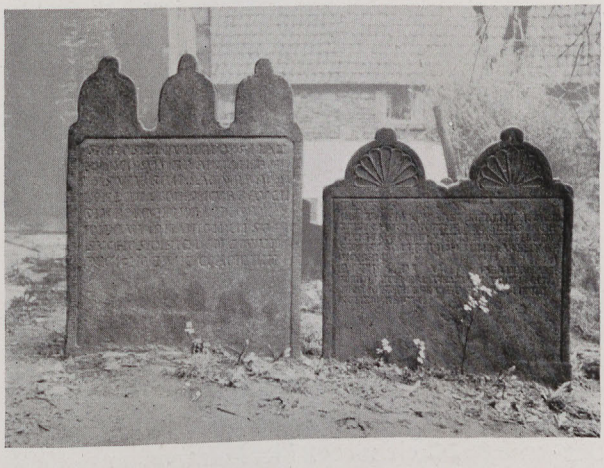


ABB. 5. ALTE GRABSTEINE (17. Jahrh.) auf dem Friedhof um die Kirche an der Sigiburg (Hohensyburg)

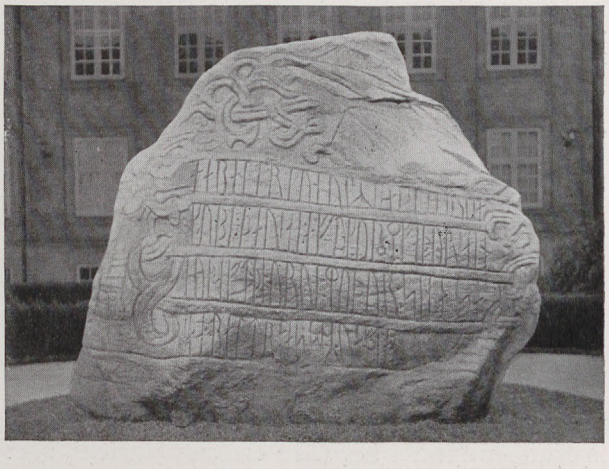


ABB. 6. WIKINGER RUNENSTEIN auf dem Hofe des Nationalmuseums in Kopenhagen

kannten Runenstein von Schleswig künden: „König Sven setzte diesen Stein über Skardi seinen Gefährten welcher westwärts gezogen war aber nun fiel bei Haithabu“ (Abb. 5). Vor Haithabu fiel auch Erik, dem Thorulf einen Runenstein setzte, „der den Tod fand, als Helden saßen vor Haithabu. Aber er war ein Schiffsführer, ein gar guter Mann“. Dieser Stein befindet sich jetzt im Kieler Museum und zeugt ebenso wie der Skardistein von Kämpfen um die alte Niederlassung an der Schlei, dem alten Haithabu.

ABB. 7. ALTER FRIEDHOF in Hohensyburg

Diese wenigen Beispiele aus vielen anderen lassen erkennen, daß eine Anzahl Runensteine wirklich als Grab- oder Gedenksteine Verwendung gefunden hat. Sie sind demnach im Grunde genommen nichts anderes wie die bäuerlichen Grabsteine aus geschichtlicher Zeit. Mit diesen haben sie auch vieles gemeinsam, so bezüglich des Inschriftinhaltes und der bildlichen Darstellungen. Heißt es z. B. auf einem ruhrländischen Grabstein: „Hier ruht der ehrbare und bescheidene Johann Grüter“, so findet diese Inschrift ihre Parallele in der Inschrift des Eriksteines, worauf Erik als ein „gar guter Mann“ verewigt wird. Bildliche und figürliche Darstellungen finden wir ebenso auf Runensteinen als auf geschichtlichen Grabsteinen. Bei ersteren besonders bei den jüngeren, die teilweise dem 11. Jahrhundert angehören. In jener Zeit waren z. B. in Niedersachsen, insbesondere in Westfalen schon viele, Ortschaften längst in die rein geschichtliche Überlieferung eingetreten, so z. B. Herne, das alte Haranni, Riemke, Hordel und viele andere schon um 890 (Heberegister der Abtei Werden a. d. Ruhr).

Es ist somit nicht allzu schwer, die Verbindung zwischen den Runensteinen und den bäuerlichen Grabsteinen herzustellen. Von letzteren darf man wohl annehmen, daß sie in den Runensteinen ihre Vorbilder gehabt haben. Sind die Runensteine meist aus mehr oder weniger plattigen Findlingssteinen hergestellt, so wurden bei den bäuerlichen Grabsteinen aus dem Anstehenden gebrochene und flach zugearbeitete Steinplatten verwendet, in nördlichen Gebieten meist Kreidemergel- oder Kreidesandsteinplatten, im Ruhrgebiet und darüber hinaus Steinkohlensandstein. Somit wurde meist heimatliches Gestein verwendet, was den Eindruck der schon an sich schön wirkenden älteren Grabsteine wesentlich erhöhte. Freilich wurde in manchen Landschaften das Rohmaterial von weither geholt, aber glücklicherweise nur in seltenen Fällen und meist dort, wo weit und breit kein Fels anstand.

Letzten Endes lassen sich die hier beschriebenen bäuerlichen Grabsteine über die Runensteine bis weit in die vorgeschichtliche Zeit in ihrem Werden verfolgen. Hier sollte aber nur die schlichte und erhabene Schönheit der alten bäuerlichen Grabsteine sowie ihr mutmaßliches Herkommen aus den frühgeschichtlichen Grabsteinen aufgezeigt werden. Daneben sollte auch nicht der Hinweis unterlassen bleiben, wie erhebend stilvoll solch ein alter bäuerlicher Friedhof war und teilweise noch ist. Wie verwirrend und unschön wirkt dagegen ein moderner Friedhof mit seiner Vielzahl von stillosen Grabsteinformen, ganz abgesehen von der Armseligkeit des verwendeten natürlichen und künstlichen Werkmaterials.

Gustav Laube

Bad Bilin im Sudetengau
und seine nordisch-steinzeitlichen Bodenaltertümer

Mitten im befreiten Sudetenland, dort wo das Böhmische Mittelgebirge seine Gipfel gegen den Himmel hebt, wo es sich mit all seiner landschaftlichen Pracht der Elbe entlang hinzieht, dort wo vor kurzer Zeit noch der Volkskampf seine Wogen am höchsten schlagen ließ, die Befreiung aber dafür die größte und reinste Freude brachte, dortliegt Bilin, die historische Gaugrafenstadt. Uralt ist der Siedlungsboden. Schon Völkerschaften der Vor- und Frühzeit waren hier heimisch, vor allem nordische. In geschichtlicher Zeit sind es die Kelten, Markomannen, Thüringer und Langobarden.

ABB. 1. BILIN, die Stadt vom Chlumberg aus *Im Hintergrunde der Borschen*

ABB. 2. DER BORSCHEN BEI BILIN *538 m Meereshöhe*

Der erste slawische Vorstoß im 8. Jahrhundert führte zur Errichtung einer Gaugrafenburg und eines Waffenplatzes. Vom benachbarten Sachsen her zog durch den erzgebirgischen Bannwald und die Biliner Niederung eine wichtige Handelsstraße weiter ins Landesinnere. Die heutige Stadt aber ist eine typisch deutsche Anlage. Bereits im 9. Jahrhundert war Bilin Mittelpunkt und Hauptort des Biliner Gaues und gleichzeitig ein hervorragender Stützpunkt der Kultur für das gesamte nordwestliche Böhmen. An Stelle des jetzigen, architektonisch vortrefflich auf den Burgberg gestellten fürstlich Lobkowitzschen Schlosses erhob sich schon im Mittelalter eine große Ritterburg, in deren Schutz die Häuser der Siedlung lagen.

Bilin führte bereits im 9. Jahrhundert die Bezeichnung „Stadt". 1421 versank Bilin nach tapferer Gegenwehr im Hussitensturm in Schutt und Trümmer. Als deutsche Stadt erstand es in den folgenden Jahren nun zum anderen Male und überdauerte als befestigte und bedeutsame Stadt Zeiten und Geschlechter, Krankheiten, Not, Brände und Krieg wie jede andere deutsche Stadt bis in die allerjüngste Zeit hinein. War die Nachbarstadt Dux vordem der Brennpunkt des Grenzlandkampfes, so Bilin in den letzten Jahren, das den Hussitensturm und -geist ein zweites Mal erlebte. Aber der Endsieg ist unser geblieben und unsere geliebte deutsche Heimat hat ihren landschaftlichen Reiz, die Kuranstalt Sauerbrunn und das stolze Wahrzeichen der Stadt, den Biliner Stein oder Borschen, behalten. Dieser Berg, aus Phonolith bestehend, erhebt seinen Gipfel bis zu 538 m Meereshöhe. Schroff und steil stürzen seine Wände und wundersam geformten Zacken herab ins Tal. Einen Glanzpunkt ihrer Weltreisen nennen ihn Goethe, Humboldt, Finch, Kircheiß und wie sie alle heißen mögen und sind seines Lobes voll.

Die ersten Spuren von Siedlungen um Bilin führen in die Zeit der nordisch-ostischen Bandkeramiker zurück. Die geographische Lage der Umgebung von Bilin lud geradezu zur Ansiedlung ein. Im Westen ist die Stadt durch den Rücken des Sauerbrunnberges gegen die unwirtlichen Westwinde geschützt. Östlich durchschneiden zwei Täler die alten Gneisschollen und steigen gegen das Böhmische Mittelgebirge an. Der Stadtboden selbst war ehedem versumpft und zum Bewohnen ungeeignet. Die Anwesenheit der Träger der bandkeramischen Kultur konnte nur in den niederen Lagen um Bilin festgestellt werden. In den höheren Lagen aber ist die Anwesenheit nordischer Völkerschaften erwiesen.

Zwei Kilometer östlich von Bilin liegt die kleine Ortschaft Kutschlin. Ihr Name ist in der geologischen Literatur wohlbekannt, denn von dort

ABB. 4. SCHNURKERAMISCHE HOCKERBESTATTUNG vom „Sand" bei Kutschlin

ABB. 6. TONGEFÄSSE der Schnurkeramiker aus der Sandgrube Moras Liskowitz

sind nicht nur Petrefakten des Oberturons, sondern auch solche des Miozäns beschrieben worden. Oberhalb des Ortes, über Kreide, liegt ein Trippellager, gebildet aus den winzigen Resten von Kieselalgen. Dieses Lager wurde zur Zeit des Alpenaufschubes und der Bildung des heutigen Erz- und Böhmischen Mittelgebirges abgesetzt. Südlich von Kutschlin stehen zum letzten Male die Gneise des Mittelgebirges an und bilden im Tale einen Querriegel, der den seichten, sich gegen die Ortschaft Hrobschitz hinziehenden Talboden fast abschließt. Die Lage dieses Gneisquerriegels, im Volksmunde „Am Sand" genannt, ist zur Siedlung äußerst günstig.

Tatsächlich wurde dort eine schnurkeramische Hockerbestattung mit Beigaben freigelegt. Diese Bestattung fand sich nur einen halben Meter unter der Ackerkrume. Der Körper lag auf der rechten Seite, mit dem Schädel im Süden. Das Gesicht schaute ostwärts. Der Kopf lag auf einer Gneisplatte und war an der Auflagsfläche fast vollständig aufgelöst. Der Unterkiefer war verquetscht, der Oberkiefer fast völlig zerstört. Der Erhaltungszustand der übrigen Skelettreste war gut. Das Grab war 1 m lang und 80 cm breit. In Brusthöhe vor dem Bestatteten befand sich ein gelochtes Steinbeil aus grünem Serpentin. (Serpentin kommt bei Bilin nicht vor, ist demnach fremder Herkunft.) In der Gefäßgegend stand ein schnurverzierter Becher und eine gehenkelte ‚schwarze Amphora'. Es ist anzunehmen, daß auf dieser Flur noch weitere Funde zu erwarten sind.

Als weitere Fundstelle nordischen Kulturgutes erwies sich die ehemalige Sandgrube „Moras" bei Liskowitz. Außer schnurkeramischer Bestattungen wurden an diesem Platze auch Glockenbechergefäße gefunden.

Dank der Umsichtigkeit des Kutterschitzer Bauern

ABB. 3. GNEISQUERRIEGEL am Rand bei Kutschlin. An der höchsten Stelle schnurkeramische Gräber

ABB. 5. STREITAXT, schnurkeramisch, Kutschliner Bestattung

Wenzel Köhler wurden in dessen Sandgrube, die sich unweit der Sandgrube Moras befindet, schnurkeramisches Fundmaterial geborgen. Als Grabbeigaben bei einer derartigen Bestattung befand sich eine schöne, facettierte Axt und ein kleiner axtähnlicher Gegenstand aus Hirschhorn, dessen Verwendung nicht bekannt ist.

1939 wurden in dieser Sandgrube planmäßige Grabungen vorgenommen. Dabei konnten fünf Pfostenlöcher eines Wohnhauses und die Hockerbestattung eines Kindes mit beigegebener Amphora festgestellt werden. Unweit davon wurde eine Grube mit früheisenzeitlichen Gefäßscherben (Bylaner Kultur) freigelegt.

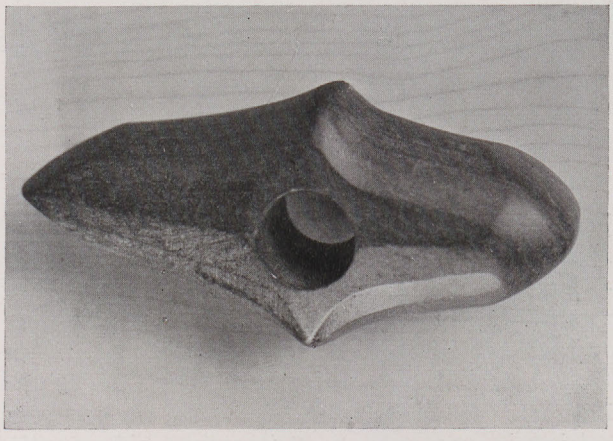


ABB. 7. SCHNURKERAMISCHE STREITAXT. Sandgrube Köhler Kutterschitz

Anläßlich der Ausgrabungsarbeiten für die neu zu schaffende Kleinsiedlung westlich Bilins wurde ferner eine Bestattung angeschnitten. Hierbei handelte es sich um ein Hockergrab der Vorau**n**jetitzer Kultur, das von Ost nach West ausgerichtet war. Der Schädel ruhte auf der rechten Schläfenseite. Der Erhaltungszustand des Skeletts war schlecht. An Beigaben fanden sich zwei kleine Henkelgefäße. In einem davon konnte mit Hilfe chemischer Untersuchungen der Nachweis auf Fett erbracht werden, das sich ehedem in diesem Gefäße befunden hatte.

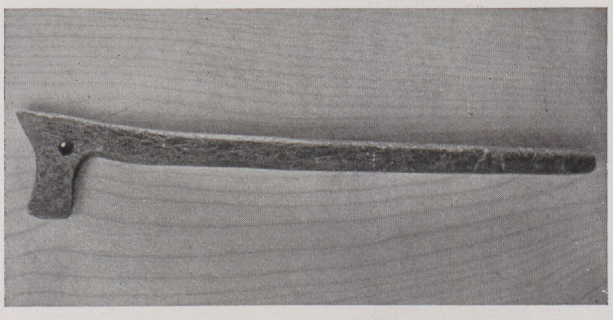


ABB. 8. AXTÄHNLICHES IDOL. Sandgrube Köhler, Kutterschitz

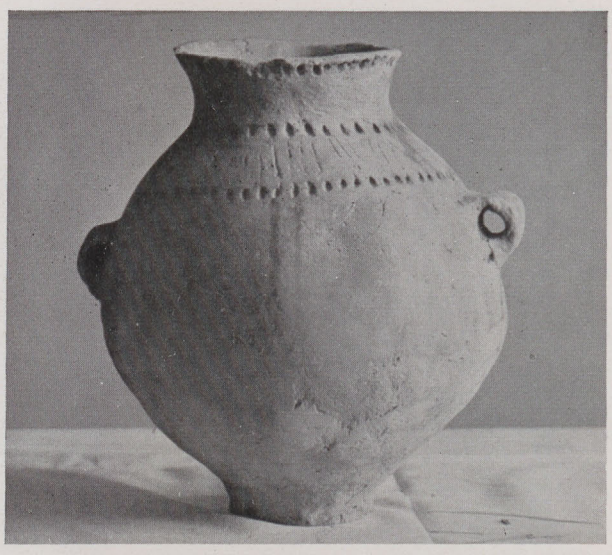


ABB. 9. HENKELGEFÄSS DER KINDERBESTATTUNG. Sandgrube Köhler, Kutterschitz bei Bilin

Wenige Tage später stieß man in 2 m östlicher Entfernung von dieser Bestattung auf ein Skelettgrab mit sechs Körpern, offenbar eine Nachbestattung aus derselben Zeitstufe. Die Reste von vier Körpern, die ursprünglich in Hockerlage beigesetzt worden waren, hatte man anscheinend etwas zur Seite geräumt, um einer Doppel-

ABB. 10. SECHSFACHE BESTATTUNG Bilin West, Kleinsiedlung

bestattung einer Frau mit ihrem Kinde Platz zu schaffen. Zu Füßen und zu Häupten dieser Beisetzung befand sich je ein Gefäß. Über dem Schädel wurde ein gebrochenes Steinbeil gefunden. Bemerkenswert ist auch, daß einer der früher beigesetzten Körper Schädeltrepanation aufweist. Oberhalb der Stirn wurde ein operativer Eingriff vorgenommen. Die Schädelöffnung ist elliptisch, 3 cm lang und 2 cm breit. Die Knochenränder sind verheilt und innen im Schädel, an der Versteifungsleiste von Stirn zum Hinterhaupt, hat sich

neue Knochensubstanz gebildet. Dies ist also ein Zeichen, daß die Operation ausgeheilt war und der Beerdigte nicht etwa an ihr zugrunde ging.

Auch hier für Bilin ist es kennzeichnend, daß Bestattungen in größeren Grabverbänden stattgefunden hatten. Demnach dürften an dieser Stelle ebenfalls noch weitere Funde zu erwarten sein.

Funde der nordischen Tiefstichkeramik wurden ferner in der Sandgrube des Herrn Titzler, Bilin-Ost, gemacht, vor allem ein kleines Gefäß aus schwarzbraunem Ton. Ein weiteres Gefäßbruchstück und Scherben mit Wolfszahnornament konnten bei Anlage der Militärschießstätte Bilin-Liebschitz festgestellt werden.

Aus all diesen Funden ersieht man die dichte Siedlung von Menschen nordischen Blutes um Bilin. So reich wie die jungsteinzeitlichen Funde sind aber auch die der älteren Bronzezeit. Die ältere Eisenzeit ist wiederum durch die Knovizer und Bylaner Kultur vertreten. Einer späteren Zeitstufe gehören weiterhin die weitverbreiteten keltischen Funde der Bojer um Bilin an. Germanische Funde endlich wurden unterhalb Kutterschitz gemacht und eine Langobardenfibel bei Schwaz gefunden. Der Wissenschaft des Spatens haben wir also die Erkenntnis zu danken, daß der sudetendeutsche Raum reich an Siedlungen der indogermanischen, keltischen und germanischen Völkerschaften war, bevor der slawische Einbruch erfolgte, der durch verhältnismäßig spärlichere Funde nachweisbar ist.

Arbeitsgemeinschaft Metall

Arbeitstagung des Reichsamtes und des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte in der Landesanstalt für Volkheitskunde in Halle a. d. Saale am 14. und 15. Dezember 1940

Wenn das Reichsamt und der Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte zum zweitenmal seit Kriegsbeginn zu einer Arbeitstagung im kleineren Kreis eingeladen haben, so können nur zwingende Gründe dies rechtfertigen. Sie liegen vor allem, wie der Bundesführer Reichsamtsleiter Professor Reinerth in seiner Begrüßungsansprache in Anknüpfung an die letzte Rede des Führers sagte, darin, daß sich bereits jetzt die großen Linien für die gewaltige Aufbau- und Friedensarbeit nach dem Kriege abzeichnen. Schon jetzt während des Krieges ergab sich für die nationalsozialistische deutsche Vorgeschichtsforschung die Notwendigkeit, die Grenzen ihres bisherigen Arbeitsgebietes zu überschreiten und mit ihrer Arbeit im Osten und in den besetzten Westgebieten einzusetzen. Auf einen noch größeren Raum wird sich die Vorgeschichtsforschung nach dem Siege einzustellen haben, wenn sie ihrer Aufgabe, die Schicksale des germanischen und nordisch-indogermanischen Menschen zu erfassen, gerecht werden will. Hand in Hand mit der räumlichen Ausweitung muß aber in Zukunft auch eine Vertiefung und Verfeinerung der wissenschaftlichen Arbeitsmethoden und eine fortschreitende Organisation gehen. Es darf in diesem Zusammenhang, so führte Professor Reinerth weiter aus, besonders darauf hingewiesen werden, daß es nicht nur mitten im Kriege möglich war, die erste große Gemeinschaftsleistung der nationalsozialistischen Vorgeschichtsforschung, das dreibändige Werk „Vorgeschichte der deutschen Stämme“ erscheinen zu lassen, sondern daß auch der erste Band einer ebenfalls vom Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte herausgegebenen Schriftenreihe: Handbücher der praktischen Vorgeschichtsforschung herausgebracht werden konnte. Gerade diese Bücherei, deren weiterer Ausbau gesichert ist, zeigt, wie notwendig in der Vorgeschichtsforschung die dauernde Pflege von Verbindungen zu den Nachbarwissenschaften ist und wie fruchtbar der gegenseitige Austausch von Erfahrungen werden kann. Nachdem schon im Frühjahr 1939 die Arbeitsgemeinschaft für Ortungsfragen und germanische Himmelskunde im Reichsbund begründet wurde, diente die Veranstaltung in Halle dazu, eine Arbeitsgemeinschaft zur Erforschung der vor- und frühgeschichtlichen Metallgewinnung und Metalltechnik zu gründen. Die Wahl von Halle als Tagungsort ergab sich ohne weiteres aus der Tatsache, daß hier schon unter der Leitung von Hans Hahne die Ausweitung des Blickfeldes der Vorgeschichtsforschung nach der naturwissenschaftlichen Seite hin dauernd gepflegt wurde und daß besonders durch die Arbeiten des Hüttendirektors i. R. W. Witter im Rahmen der Landesanstalt für Volkheitskunde auf dem Gebiet der vorgeschichtlichen Metallforschung wirklich Bahnbrechendes geleistet worden ist. Abschließend dankte Professor Reinerth dem Direktor der Landesanstalt für Volkheitskunde, Professor Schulz, Halle a. d. S., für die Unterstützung, die er der Veranstaltung der Tagung angedeihen ließ.

Professor Schulz, Halle a. d. S., begrüßte als Hausherr zugleich im Namen des Landeshauptmanns der Provinz Sachsen die Anwesenden und unterstrich noch einmal die Tatsache, daß gerade Mitteldeutschland als Stätte uralter Metallgewinnung und -verarbeitung zur Pflege dieses Forschungszweiges ein besonders geeigneter Boden sei. Er gedachte dabei auch dankbar der Unterstützung der Forschungen Witters durch das Mineralogische Institut der Universität Halle a. d. S.

Das erste grundlegende Referat der Tagung hielt Hüttendirektor W. Witter, Halle a. d. S., über: „Stand der Metallforschung im Dienste der Vorgeschichte“. Er gab in großen Zügen einen Überblick über den mühseligen Forschungsweg, der allmählich zu einer Klärung der Arbeitsvorgänge der vorgeschichtlichen Metallgewinnung und Metallverarbeitung geführt hatte und zugleich die Stätten dieser Erfindungen festlegen konnte. Auch zu dem Problem der ältesten Eisengewinnung gab Witter wichtige Gesichtspunkte bekannt.

P. Weiershausen, Herborn, erstattete anschließend einen interessanten Bericht über: „Die westdeutschen Bauernrennfeuer“, die nach seinen Forschungen in Westfalen die noch vorhandene Lücke in der Erforschung der frühgeschichtlichen Eisengewinnung schließen können. Durch zwei kürzere Referate über: „Die Verwitterung von Bronzen“ und „Über das Metall römischer Spiegel“ gab Professor Geilmann, Hannover, Einblick in seine ausgezeichneten chemischen Arbeiten zur vorgeschichtlichen Metallforschung.

In einer anschließenden Arbeitssitzung, zu der außer den auf dem Gebiet der vorgeschichtlichen Metallforschung tätigen Vorgeschichtsforschern auch eine Reihe von Metall- und Hüttenfachleuten eingeladen waren, wurde die Gründung einer

„Arbeitsgemeinschaft zur Erforschung der vor- und frühgeschichtlichen Metallgewinnung und Metalltechnik“

vorgenommen und zugleich Aufgaben, Organisation und Forschungsplanung der Arbeitsgemeinschaft eingehend besprochen. Außerdem wurde beschlossen, die Arbeitsgemeinschaft durch Berufung weiterer Fachforscher von vorgeschichtlicher und metalltechnischer Seite zu ergänzen.

Die Vorträge wurden am 15. Januar nach einer Führung durch die Landesanstalt für Volkheitskunde und ihre Sammlungen durch Direktor Professor W. Schulz fortgeführt mit einem Referat von Dr. Winkler, Jena, der über „Neue Methoden zur Erforschung vorgeschichtlicher Metalle" sprach und dabei besonders auf ein neu entwickeltes kolorimetrisches Verfahren hinwies. Dr. Otto, Halle a. d. S., gab „Hinweise zur Erforschung vorgeschichtlicher Goldfunde" und Dr. W. Modrijan, Berlin, berichtete über „Aufgaben der Erforschung der vorgeschichtlichen Bleigewinnung und Bleitechnik". Mit einem herzlichen Dank an alle Redner und insbesondere an den Bundesführer Professor Reinerth, dem das Zustandekommen der neuen Arbeitsgemeinschaft verdankt wird, schloß Professor Alfred Götze die ergebnisreiche und gut besuchte Tagung. Werner Hülle

Nachrichten

Semnonenfriedhof im Südosten Berlins

Daß die Reichshauptstadt auf nordisch-germanischem Siedlungsboden steht, haben eine Reihe bemerkenswerter Funde aus allen Epochen der Frühzeit ergeben. Unter ihnen sind das Bronzezeitdorf von Buch, das Reitergrab von Neukölln und die Amphore von der Museumsinsel, sowie die erst vor wenigen Jahren gefundene nordische Streitaxt vom Alexanderplatz wohl die bekanntesten. In diesen Wochen konnte nun ein germanischer Friedhof im Vorort Rudow festgestellt werden. Unter den Funden sind ein eisernes Schwert, Gewandspangen und Keramik hervorzuheben. Die Scherben sind glänzend schwarz und verraten durch ihre Verzierung (unter anderem das Hakenkreuz) als Hersteller den Stamm der Semnonen, der den Friedhof im 1. Jahrhundert u. Ztr. angelegt. Insgesamt konnten etwa sieben Gräber freigelegt und ihre Beigaben geborgen werden.

Germanenfunde in den neuen Ostgauen

Neue Funde früherer germanischer Besiedlung wurden in letzter Zeit vor allem im Kreise Lipno (Reichsgau Danzig-Westpreußen) gemacht. Bei Rybitwy und Wielgie wurden wandalische Gräber freigelegt. Hand in Hand damit gingen neue Feststellungen der frühdeutschen Burgenforschung, die den Einfluß des Deutschen Ordens auf das Land südöstlich der Drewenz nachdrücklich bestätigen. Im gleichen Gau konnte bei Groß-Wollenthal, Pr. Stargard, ein Glockengrab der frühgermanischen Bastarnen festgestellt werden.

Bandkeramiker in Südbaden und Luxemburg

Eine zusammenfassende Darstellung der jüngsten Vorzeitfunde aus der Umgebung von Freiburg i. Br. veröffentlicht die Zeitung „Der Alemanne". Neben einigen neuen Funden aus dem alamannischen Gräberfeld von Hüttweg in Freiburg-St. Georgen sind vor allem neue Wohnplatzfunde der jungsteinzeitlichen Bandkeramik vom Kaiserstuhl aufgeführt. Die weitverzweigte, den Flußterrassen folgende Verbreitung der Träger der östischen Kultur im 3. Jahrtausend v. d. Ztr. hat also auch diesen südlichen Gau des Oberrheintales erreicht.

Daß die gleiche Volkskultur auch im Mosel- und Maastal verbreitet war, gehört gleichfalls zu den jüngeren Forschungsergebnissen. Unklar ist noch heute der Verbindungsweg zwischen beiden Tälern. Einen Hinweis liefert vielleicht der von Lehrer Thill bei Heffingen (Luxemburg) im Tal der Schwarzen Ernz gemachte Fund einer bandkeramischen Scherbe und typischer Steingeräte, während das Landesmuseum in Trier am Zusammenfluß von Sauer und Obermosel Funde der gleichen Kultur gemacht hat.

Bauerntochter entdeckt vorgeschichtliche Siedlung

Bei Eggenburg (Niederdonau) entdeckte die Tochter des Bauern Schneider aus Hohenwarth vorgeschichtliche Funde, die auf dem Gelände eines alten germanischen Dorfes lagen. Unter anderem konnte ein Tongefäß geborgen werden, das auf dem Boden mit einem Hakenkreuz verziert ist. — In der gleichen Gegend konnte die im Frühjahr begonnene Freilegung des Roggendorfer Gräberfeldes der Hallstattzeit fortgesetzt werden. In 23 Gräbern fanden sich 9 Skelette und 17 Brandbestattungen. Die Skelette weisen die ungewöhnlich hohe Körpergröße von 176—186 cm auf. Reiche Beigaben waren gleichmäßig verteilt, darunter Lanzenspitzen und Spinnwirtel, Glasperlen und Armreifen. Die Funde befinden sich im Eggenburger Museum.

Jaspisbergwerk am Oberrhein

Beim Bahnhof von Kleinkems im Kreise Lörrach wurde im Jahre 1938/39 eine Höhle entdeckt, deren genaue Untersuchung nun eine regelrechte Bergwerksanlage ergab. Im anstehenden Kalkstein befinden sich als Einschluß Jaspisknollen, die einen wichtigen Rohstoff der Steinzeit lieferten. Die Bodenschichten der Höhle enthielten auch eine Brandschicht, den Rest einer einstigen Feuerstätte zur Lockerung des Gesteins sowie sehr viel Splitt vom weißen Jaspis. Die Höhle ist 6 m lang und stellt das erste bekanntgewordene Jaspisbergwerk auf deutschem Boden dar.

Ausgrabungen in Georgien

Die Indogermanisierung des Vorderen Orients ist eines der Kernprobleme der abendländischen Vor- und Frühgeschichte. Die Kaukasusländer spielen dabei eine besondere und noch wenig erforschte Rolle. Wie die Taß-Agentur meldet, sind seit einigen Jahren in Georgien Ausgrabungen im Gange, die in der Gegend von Zalka zur Aufdeckung zahlreicher Hügelgräber führten. Reichverzierte Schmuckstücke und Waffen, darunter Goldbeschläge und Edelsteine, schließlich der Fund eines aus Eichen- und Wacholderholz hergestellten Wagens gehören nach der „Taß" bereits dem 2. und 3. Jahrtausend v. d. Ztr. an.

Drei Schichten im Vorzeitdorf bei Rötha

Die Ausgrabungen des Leipziger Museums für Völkerkunde in Rötha haben unter anderem die Feststellung ergeben, daß hier Siedlungsreste aus drei Epochen deutscher Vorzeit vorhanden sind: aus der Zeit der Nordillyrer, die hier etwa zwischen 1000 und 750 siedelten, ihre materielle Kultur ist uns bisher hauptsächlich aus Grabfunden bekannt, aus der Germanenzeit der ersten Jahrhunderte n. d. Ztr. und der Epoche der frühdeutschen Ostkolonisation. Grundrisse von Rechteckhäusern, Töpfer- und Backöfen, Abfallgruben und ein Brunnen wurden vermessen. An Einzelnem sind die Räder eines bronzenen Kultwagens hervorzuheben. Insgesamt sollen allein 100 Zentner Scherben geborgen worden sein.

Ziegeleifunde in Nord und Süd

Ziegeleigrundstücke haben schon in vielen Gegenden wichtige Vorzeitfunde hergegeben. So wurde in diesen Wochen auf der Zeche Dorstfeld am Hellweg in Westfalen bei Baggerarbeiten eine Grube mit vorgeschichtlichen Fundstücken freigelegt. Bei näherer Untersuchung ergab sich der Grundriß eines Pfostenhauses, das einen stallähnlichen Anbau besaß. Guterhaltene Keramik und Webegewichte, die in einer Grube im Innern des Hauses lagen, kamen dabei zutage.

Vorbildlich war die Zusammenarbeit aller Volksgenossen, die mit den Funden in Berührung kamen: Der Baggerführer

erkannte die Bedeutung der ersten Funde und leitete sie an einen Lehrer weiter, der sofort die Bergung veranlaßte. Der Direktor der Zeche stellte Arbeitskräfte zur Verfügung und Schüler halfen mit. So war es möglich, gefährdetes Gut aus germanischer Vorzeit vor der Vernichtung zu bewahren und das heimatkundliche Wissen zu bereichern.

Gleichfalls im Baggergelände einer Ziegelei wurden unweit von Obereßlingen in Württemberg vorgeschichtliche Funde gemacht, die verschiedenen Epochen seit der Jüngeren Steinzeit angehören.

Neue vor- und frühgeschichtliche Funde im Elsaß

Seit Anfang Juli 1940 hat das Museum für Vor- und Frühgeschichte in Straßburg (Rohan-Schloß) seine Tätigkeit — die Stadt war bekanntlich während des Krieges geräumt — wieder aufgenommen und in der näheren Umgebung bereits wieder einige interessante Funde bergen können, unter anderen spätrömische Keramik in Brumath, dem Hauptort der germanischen Triboker.

Als wichtigster Fund erscheint jedoch ein von Konservator Adolf Riff bei Breuschwickersheim, 10 km westlich von Straßburg, ausgegrabenes merowingisches Plattengrab des 7. Jahrhunderts, das neben dem Skelett zwar nur ein Messer enthielt, sich aber durch die Fundumstände von grundlegender Bedeutung erweist.

Die Fundstelle liegt zirka 200 m östlich des Dorfes und nördlich des Mühlbaches. Da 1904 westlich der Ortschaft und südlich dieses Baches bereits merowingische Plattengräber angetroffen wurden, wird hiermit zum ersten Male im Elsaß das Vorhandensein von zwei gleichaltrigen merowingischen Gräberfeldern innerhalb eines Gemeindebannes dicht bei einem heutigen Dorfe festgestellt. Somit ergibt sich mit größter Wahrscheinlichkeit der siedlungsgeschichtlich wichtige Schluß, daß die dazu gehörigen Niederlassungen hier nicht, wie man bisher annahm, eine geschlossene Dorfanlage (das alte Breuschwickersheim), sondern zum mindestens zwei gleichaltrige kleinere Siedlungen oder Einzelhöfe bildeten. Und zwar lag die eine auf dem linken, die andere auf dem rechten Ufer des Mühlbaches, welcher wohl damals die Grenze zwischen zwei Sippengebieten bildete.

Ausstellung des Depotfundes von Saarlautern

Vor Jahresfrist wurde bei Erdarbeiten in der Nähe des Bahnhofes von Saarlautern ein bronzezeitlicher Depotfund von insgesamt 78 Einzelstücken entdeckt, der Schwerter, Beile, Meißel, Lanzenspitzen, Sicheln, Ringe und ein Gefäß aus Bronzeblech enthielt. Zur Zeit wird der Fund erstmalig der Öffentlichkeit im Rahmen einer Ausstellung vorgeschichtlichen Schrifttums im Buchgewerbehaus zu Saarbrücken gezeigt.

Neue Vorgeschichtliche Abteilung im Dessauer Museum

Das Museum für Naturkunde und Vorgeschichte in Dessau hat in diesen Wochen eine neue vorgeschichtliche Abteilung erhalten. Von der Jüngeren Steinzeit bis zur Epoche der germanischen Völkerwanderung, der Slawenzeit und der ostdeutschen Kolonisation sind alle Epochen durch charakteristische Originalfunde vertreten, unter denen der bronzezeitliche Kinderschmuck von Osternienburg und die verzierten Lanzenspitzen von Breesen zu nennen sind. Für die Vervollständigung sorgen Nachbildungen von Waffen, Schmuck und Kleidungsstücken der Vorzeit.

Professor Dr. Radig nach Krakau berufen

Als Sektionsleiter für Vorgeschichte wurde der Landesleiter des Reichsbundes Professor Dr. Werner Radig-Elbing an das Institut für deutsche Ostarbeit nach Krakau berufen. Gleichzeitig wurde er zum Verbindungsmann des Reichsamtes für Vorgeschichte der NSDAP. ernannt. Professor Radig war bisher im Felde und wird nun die Vorgeschichtsforschung im Generalgouvernement einheitlich leiten.

Deutsche Jungen wollen mithelfen, unser germanisches Erbe zu sichern und zu wahren!

Aus einem Klassenaufsatz der Klasse 6 der Adolf Hitler-Schule in Heide i. Holstein:

Wenn ich könnte, wie ich möchte

Jeder junge Mensch im Alter von 16—17 Jahren wird sicher schon einmal über seine Zukunft nachgedacht haben. Auch ich habe bereits Pläne entworfen, wie ich meinen weiteren Lebensweg auszufüllen gedenke. Ich möchte entweder Schriftleiter an einer größeren Zeitung oder — und das am liebsten — Vorgeschichtsforscher werden. — Meine Eltern freilich sehen lieber, wenn ich in die Laufbahn eines Ingenieurs oder eines Architekten eintreten würde, ich aber möchte, meinen Neigungen entsprechend, Vor- und Frühgeschichte studieren.

Wie muß es doch schön sein, nach bestandenem Examen als Assistent anzufangen, um sich dann allmählich zu immer verantwortungsvolleren Stellungen emporzuarbeiten. Welch stolzes Gefühl, an der Erforschung der deutschen Vorzeit beteiligt zu sein, immer neue Entdeckungen zu machen, immer mehr Geheimnisse zu enthüllen. — Und dann, dann darf man auf Grund seiner Arbeiten mitwirken, das deutsche Volk aufzuklären über das Leben und die Sitten seiner Ahnen. Man kann ihm beweisen, daß seine Vorfahren eine eigene, bodenständige Kultur entwickelt haben, die in der Bronzezeit, dem „goldenen Zeitalter", in den kunstvoll gearbeiteten Bronzegeräten und -schmuckstücken — ich denke nur einmal an die Luren — ihren Höhepunkt fand.

Ja, welch ein reiches Arbeitsfeld würde man als Vorgeschichtsforscher vorfinden, ob als Lehrer der Vorgeschichte oder als Ausgrabungsleiter, ob als Museumsdirektor oder als Chemiker an einem Institut für Vorgeschichte. Wieviel Kleinarbeit wäre zu leisten! Und trotz all dieser mühseligen Kleinarbeit, die der Beruf eines Vorgeschichtsforschers mit sich bringt, könnte mir gerade diese Arbeit höchste Befriedigung schaffen. — „Man hat", so sagte mir Herr Matzen vom Museum für Dithmarsische Vorgeschichte, „bei seiner Arbeit das Gefühl, daß das Werk, das man aufbaut, auch nach seinem Tode fortbestehen wird." Mir scheint, besonders das ist es, was den Beruf des Vorgeschichtsforschers zu einem der schönsten macht, denn wer hätte nicht das Bestreben, etwas Bleibendes zu leisten.

Ich glaube, daß die noch recht junge Wissenschaft der Vorgeschichtsforschung eine große Zukunft haben wird, da ihre Werke in Deutschland von den führenden Persönlichkeiten immer mehr anerkannt werden. — Die deutschen Vorgeschichtsforscher werden, wenn der gegenwärtige Krieg siegreich beendet ist, mit doppelter Kraft an ihr großes Werk gehen. Dann wird die deutsche Vorgeschichte von Grund auf neu geschrieben werden, und daran mitzuarbeiten, das möchte ich zu meiner Lebensaufgabe machen, das ist mein größter Wunsch.

Werde Mitglied im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte!

Er kämpft für die Erforschung und Erneuerung des Erbes unserer Ahnen.

Gedenktage

Die Auflockerung jener starren Lehrmeinung über das Wesen der Antike, die seit Winckelmanns Formulierungen auch das 19. Jahrhundert beherrschten, ist neben Friedrich Nietzsche in erster Linie J. J. Bachofen zu danken. Die Wiederkehr seines 125. Geburtstages beging die deutsche Wissenschaft am 22. Dezember 1940. Bachofen ist früh in den Bereich vorgeschichtlicher Menschheitszustände mit scharfsinnigen und ahnungsvollen Theorien eingedrungen, und vieles, was er mit seiner Theorie vom „Mutterrecht" vorweg zusammenfaßte, ist durch Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte bestätigt worden.

Sein 80. Lebensjahr konnte vor kurzem Professor Dr. Johannes Grüß in Berlin vollenden. Botanik und Chemie hat er schon früh in den Dienst der Vorgeschichte und Archäologie gestellt und unter anderem die Analyse vorgeschichtlicher Speisereste ermöglicht. Er darf als erfolgreicher Pionier einer schwierigen Hilfswissenschaft gelten, die sich gerade in unseren Tagen voll zu entfalten beginnt.

Im 62. Lebensjahr starb der Ordinarius für Nordische Philologie an der Universität Berlin, Gustav Neckel, nachdem er, mit einer kurzen Unterbrechung (1935/37 lehrte er in Göttingen) fast 30 Jahre als Lehrer seines Faches an der Berliner Hochschule gewirkt hatte. Mit rund 400 Aufsätzen und größeren Arbeiten ist Gustav Neckel an die Öffentlichkeit getreten und ist vor allem durch seine Schrift „Germanen und Kelten" (1929) auf seinem Gebiet kämpferisch für die richtige Bewertung der germanischen Kultur und Geisteshaltung eingetreten. Vor allem ist er dem alten Irrglauben von der „Primitivität" der Germanen entgegengetreten und hat dazu beigetragen, die Erkenntnis von der mitteleuropäischen Urheimat der Indogermanen durchzusetzen. Auch in den Streit um die Ura-Linda-Chronik hat er seinerzeit gemeinsam mit seinem Kollegen Hübner klärend eingegriffen.

Zum Ableben Josef Strzygowskis

In Wien verstarb am 2. Januar im Alter von fast 79 Jahren der bekannte Kunstforscher Hofrat Professor Dr. Josef Strzygowski. Mit ihm ist ein ausgesprochen kämpferischer und schöpferischer Geist dahingegangen, der innerhalb der gesamten Kunstwissenschaft stets eine eigene und besondere Stellung einnahm, wenn auch seinem von ihm leidenschaftlich propagierten wissenschaftlichen System in vielen Einzelheiten von sämtlichen geisteswissenschaftlichen Fächern in keiner Weise zugestimmt wurde, was er seinerseits mit einer fortwährenden fanatischen Kampfstellung gegenüber der „herrschenden Lehrmeinung" quittierte. Besonders seine seit 1935 immer wieder in seinen zahlreichen späten Arbeiten und besonders in seinem erst kürzlich erschienenen letzten Werk „Die deutsche Nordseele" mit einer Verbissenheit vertretene „Arbeitsannahme" von der Entstehung eines nordischen Seelenmenschen in Zusammenhang mit einer bis auf unsere Tage nachwirkenden schon ursprünglich hochentwickelten Kunst, die seelischen Voraussetzungen und bestimmten weltanschaulichen Umsetzungen von Anfang an ihr Gesicht verdankt, die er in den heute vereisten Gegenden um den Nordpol vor vielen Zehntausenden von Jahren vor Beginn unserer Zeitrechnung in Zwischeneiszeiten „erahnt", ist von der Fachwelt begreiflicherweise nicht anerkannt worden. Trotzalledem und unbeschadet aller Vorbehalte wird Strzygowski als großer Anreger weiterleben, dessen besonderes Verdienst es bleiben wird, die Bedeutung des Nordens, der Indogermanen und Germanen für die bildende Kunst und in ihren besten Wesensäußerungen in Hellas, in Iran und in der Gotik auf Grund von „Lage, Boden und Blut" und den „beharrenden Kräften" geradezu wiederentdeckt und für die Lösung von Ursprungsfragen im Wege der „Inhaltsforschung" und der „vergleichenden Kunstforschung" unter besonderer Heranziehung der Ergebnisse der neueren Volkskunde gegenüber den bisherigen zur Erkenntnis der wirklichen „Werte und Kräfte" unter besonderer Berücksichtigung des „seelischen Gehalts" nordischer Kunst aller Zeiten völlig unzulänglichen ästhetischen Maßstäben eine gänzlich neue, endlich fruchtbringende Ergebnisse verheißende Sicht erstmalig geschaffen und damit eine bahnbrechende richtige Einstellung zum mindesten begründet zu haben.

Erwin Richter

Bücher des Monats

Walter Lietzmann, Frühgeschichte der Geometrie auf germanischem Boden. Verlag F. Hirt, Breslau, 1940. 94 S., 91 Abb. Geb. RM. 3,50.

Trotz der zahlreichen Aufsätze und größeren Werke, die in den letzten Jahren vor allem von Gustaf Kossinna und seiner Schule, dann auch, angeregt durch die rein vorgeschichtlichen Forschungen, von seiten der Sprachwissenschaft, Astronomie und Kunstgeschichte die unbedingte Kulturhöhe der Germanen und des nordischen Menschen erwiesen haben, gibt es immer noch ewig Unbelehrbare, die einem entgegenhalten: ja, aber, was ist das alles etwa gegen die prachtvollen Bauten oder die ausgezeichnete logisch aufgebaute Geometrie der Ägypter, Babylonier und Griechen?

Die Antwort auf den ersten Einwurf ist inzwischen vor allem durch die Siedlungsforschungen Hans Reinerths gegeben worden. Auch die Frage nach den mathematischen Kenntnissen der Germanen ist schon verschiedentlich gestreift worden. Es ist ungemein verdienstvoll, wenn nunmehr Lietzmann erstmalig in einer zusammenfassenden Arbeit an Hand eines reichen Fundmaterials in dem hier vorliegenden Büchlein Betrachtungen über diese Frage anstellt. Es war zu erwarten, daß die Antwort durchaus positiv im Sinne des nordischen und germanischen Menschen ausfallen mußte, wenngleich der Verfasser seine Untersuchungen mit aller gebotenen Vorsicht einem weiteren Leserkreis zur Kenntnis bringt. Lietzmann zeigt an einer Fülle von Beispielen, die von den verschiedensten Seiten beleuchtet werden, daß die Germanen unbedingt hohe mathematische Kenntnisse besessen haben müssen, wenngleich es naturgemäß vorläufig bei dem Mangel jeglicher schriftlicher Überlieferung nicht möglich ist, nachzuweisen, daß sie diese auch, wie etwa die Griechen, durch rein logische mathematische Beweisführungen zu unterbauen wußten. Eines jedoch hatte die nordisch-germanische Geometrie vor der griechischen voraus, nämlich den dynamischen Charakter gegenüber der rein abstrakten Geometrie der Griechen. Wir finden also auch hier jenen Grundzug germanischen Wesens wieder, der sich ebenso auf anderen Teilgebieten ihrer Kultur, sei es in sprachlichem, kunstgeschichtlichem Schaffen, längst schon klar ergeben hat. So zeigt uns die Arbeit über die „Frühgeschichte der Geometrie auf germanischem Boden", daß es im wesentlichen auf den Standpunkt ankommt, den wir für unsere Betrachtung wählen. Die Kultur eines Volkes hängt nicht von Äußerlichkeiten ab, sondern soll aus ihrem inneren Wesen heraus verstanden werden. Daß sich die Höhe germanischer Kultur aber neben oder sogar über die anderer Völker jener frühen Zeiten stellen läßt, wird auch durch die Arbeit Lietzmanns erneut erwiesen. Das Büchlein wird den Freunden germanischer Vorgeschichte Freude bereiten und hoffentlich manchen Mathematiker zu weiterer Arbeit und Forschung anregen. Ob nicht dann die heute noch mit Recht vorsichtigen Schlußfolgerungen des Verfassers in absehbarer Zeit, wie es für die Astronomie bereits möglich war, zu festen Behauptungen führen werden?

Karl Brandt, Die Mittelsteinzeit am Nordrande des Ruhrgebietes. = Quellenschriften zur westdeutschen Vor- und Frühgeschichte, herausgegeben von Professor Rud. Stampfuß, Bd. 4. Verlag Johann Ambrosius Barth, Leipzig 1940. 77 S., 30 Tafeln und 15 Abb. im Text. RM. 7,50.

In jahrelanger Kleinarbeit hat der Verfasser ein reiches Material aus dem in Frage stehenden Raume gesammelt und legt es nun wissenschaftlich gesichtet der Fachwelt vor. Brandt betrachtet den Fundstoff nicht nur nach typologischen, sondern auch nach technischen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten und gestaltet damit seine Arbeit auch für einen weiteren Leserkreis wertvoll. Er versucht eine Eingliederung des westfälischen und mittelsteinzeitlichen Kulturgutes in den des europäischen Raumes, wobei er unseres Erachtens mit Recht die besondere Stellung des nordwestdeutschen Tardenoisien gegenüber dem ostdeutschen betont. Eine stärker betonte Ablehnung der Herleitung der europäischen Mittelsteinzeiterscheinungen von dem afrikanischen Capsien wäre hier, besonders nach dem Vorliegen der ausgezeichneten Arbeit von E. Mencke (Zur Altersfrage des Capsien), notwendig und wünschenswert erschienen. Wenn auch für den Spezialforscher noch manche Fragen in der Arbeit von Brandt offen blieben, so ist es doch sehr dankenswert, daß der Herausgeber das Erscheinen in seiner Schriftenreihe ermöglicht hat; wird doch durch diese Veröffentlichung unser Wissen um die Mittelsteinzeit Deutschlands um ein Wesentliches bereichert.

Hans Fehrle, Die Eligiussage. Verlag M. Diesterweg, Frankfurt a. M. 1940. 190 S., 12 Abb. RM. 6,40.

Als die christliche Mission die Germanen zu bekehren versuchte, wußte sie sich oftmals keinen anderen Rat, als altes germanisches Glaubensgut, Sitten und Bräuche entweder mit Gewaltmaßnahmen auszurotten oder ihnen ein christliches Gewand zu geben. In genauer Forschungsarbeit sind wir heute bemüht, den ursprünglichen Kern wieder aufzufinden, denn Glaube, Sitte und Brauch unserer Ahnen sind uns ebenso unerläßliche Zeugen ihres Wesens wie die Bodenfunde. Beide erst lassen uns den geschichtlichen Ablauf der Ereignisse in alten Zeiten verstehen und bilden letzten Endes die Grundlagen für das, was heute vor sich geht. Mit dem Buche „Die Eligius-Sage" ist es Hans Fehrle gelungen, ein Kernstück germanischen Glaubens aus allen fremden Umhüllungen und entstellenden vorhergehenden Bearbeitungen herauszuschälen und seinen mythischen wie auch seinen dichterischen Gehalt vor uns klarzulegen. Der Wert dieser in fleißiger Kleinarbeit und streng logischen Schlußfolgerungen aufgebauten Veröffentlichung liegt nicht nur darin, daß sie uns ein Stück alten Glaubensgutes übermittelt, sondern auch in der engen Beziehung, die die Eligius-Sage zu dem einen der bekannten Merseburger Zaubersprüche hat. Auch in der Tatsache, daß uns die Sage in ihren verschiedenen Gestaltungen einen Einblick in die Zusammenhänge mythischer Sage, Spruchdichtung und Märchenbildung gibt. Auf diese Weise gewinnt Fehrles Buch Wert über seinen eigentlichen Gegenstand hinaus. Wir sind dem Verfasser dankbar für seinen Beitrag zur Aufhellung der Geisteshaltung der Germanen und wünschen dem Buche eine gute Aufnahme.

Jahrweiser 1941. Deutsches Ahnen-Erbe. Verlag Ahnen-Erbe-Stiftung, Berlin. RM. 1,50.

Dieser Jahrweiser bringt eine Sammlung schöner Bilder und alter und neuerer Sprüche aus Volkskunde, Vorgeschichte und mittelalterlicher Kunst, die uns Glauben, Sitten und Bräuche aus alter und neuer Zeit vermitteln. Bilder und Sprüche sind gut gewählt und bringen zum Teil wenig bekannte und wichtige Dinge. Auf den vorbildlich billigen Preis muß hingewiesen werden.

Praehistorica, Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte des Menschen. Heft 7: Otto Seewald, Die jungneolithische Siedlung in Retz (Niederdonau). Verlag Johann Ambrosius Barth, Leipzig 1940. 15 S., 3 Tafeln und 10 Abb. im Text. RM. 6,—.

Der Fund von Retz bildet eine wichtige Station auf dem Wege nordischer Menschen nach dem Südosten und ist daher schon eine Sonderveröffentlichung wert. Seinen nordischen Charakter hat schon Beninger betont. Seewald weist ihn in der hier vorliegenden Schrift unseres Erachtens überzeugend nach und knüpft daran mit genügender Vorsicht alle wichtigen Schlußfolgerungen, die sich aus dem Funde sowohl bezüglich des Wanderweges als auch in völkischer Hinsicht ergeben. Gute und reiche Abbildungen unterstützen seine Beweisführung. So ist das Heft als ein wichtiger Beitrag zur Erhellung der indogermanischen Landnahmezeit zu begrüßen.

Matthes Ziegler, „Aberglaube", eine volkskundliche Wort- und Begriffsbildung. H. Stubenrauchs Verlagsbuchhandlung, Berlin, 1940. 52 S. RM. 0,80.

Ziegler setzt sich in diesem Büchlein mit dem Begriff des Aberglaubens auseinander, indem er nach einer Untersuchung über „die üblichen Anschauungen" die „Voraussetzungen für das Wachstum und für die Überwindung des Aberglaubens" prüft. Der Verfasser warnt davor, alles als Aberglauben zu bezeichnen, was durch eine kirchlich oder anders geartete tendenziöse Einstellung dazu gestempelt worden ist. Auf diese Weise erscheint manches, was uns an wertvollem altem Gut in Sitte und Brauchtum überkommen ist, in falschem Lichte. Hierher gehört alles, was naturnah und schicksalbejahend ist. Aberglaube im eigentlichen Sinne ist alles, was durch Zauberei und sonstige Mittel, die dem germanischen Menschen durch seine rassischen Anlagen entgegenstehen, den Ablauf des Schicksals feige verhindern möchten. Die kleine Schrift hat mit ihrem reichen Gedankeninhalt hohen erzieherischen Wert und ist zu empfehlen.

Ludwig Schmidt, Geschichte der germanischen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung. Die Westgermanen. II. Teil, unter Mitwirkung von Hans Zeiß. 1. Lieferung. 2. völlig neubearbeitete Auflage. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München 1940. 218 S. RM. 10,—.

An dieser zweiten Auflage des grundlegenden Geschichtswerkes ist als besonders befriedigend hervorzuheben, daß die Ergebnisse aus den Bodenfunden neben der Heranziehung der schriftlichen Nachrichten erstmals etwas stärker berücksichtigt worden sind. Auf diese Weise erhalten wir einen brauchbaren Einblick in die Geschehnisse, wie in die rechtlichen, wirtschaftlichen und rassischen Verhältnisse der frühgeschichtlichen Zeit, wenngleich die rein vorgeschichtlichen Ergebnisse unseres Erachtens zum Teil von einem zu einseitigen Standpunkt her Beachtung gefunden haben. Abgesehen davon wird das Werk L. Schmidts für den Geschichtsforscher wie bisher eine unentbehrliche Grundlage bilden und dem Vorgeschichtler als wichtige Ergänzung zu seinen Arbeiten willkommen sein.

H. A. Schultz, Die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung des Kreises Görlitz. Kommissionsverlag Dr. Bokämper, Görlitz, 1939/40. Bd. VI, H. 1—2 der Jahreshefte der Ges. f. Anthropologie, Urgeschichte u. Volkskunde der Preuß. Oberlausitz. 120 S., 8 Tafeln, 27 Abb., 5 Karten. RM. 4,—.

In volkstümlicher Form werden die Forschungsergebnisse über die Vor- und Frühgeschichte der preußischen Oberlausitz vorgelegt. Das Verhältnis des Menschen zur Landschaft und zum Boden ist klar und anschaulich geschildert. Eine Anzahl von Abbildungen für den Kreis kennzeichnender Fundgegenstände, auch Verbreitungskarten für die einzelnen Zeit-

abschnitte sind beigegeben. Die Abbildungen möchte sich der Fachmann etwas reichlicher wünschen; bei den Kartenskizzen vermißt man ein deutlicheres Herausheben der Landschaftsgestaltung. Als Zeiteinteilung sind leider die alten nur auf den Werkstoff begründeten Bezeichnungen an Stelle der neuen vom völkischen Gesichtspunkt ausgehenden gewählt worden. Im Ganzen ist dieser Überblick über die Vorgeschichte des Kreises Görlitz sehr zu begrüßen.

Franz Rademacher, Fränkische Goldscheibenfibeln aus dem Rheinischen Landesmuseum in Bonn. Verlag F. Bruckmann, München 1940. 82 S., 39 Abb. RM. 7,80.

Der Verfasser würdigt die Goldscheibenfibeln nach ihren „technischen und stilistischen Einzelheiten", untersucht ihre Verbreitung im Rheinlande und darüber hinaus. Er stellt eine selbständige Entwicklung dieses Fibeltypus bei den Franken fest und verfolgt seine Beziehungen zu den Goldscheibenfibeln anderer germanischer Stämme, wie besonders der Langobarden und Angelsachsen. Eine Herleitung der fränkischen Goldscheibenfibeln aus der langobardischen wird abgelehnt, wenngleich mancherlei stilistische Beeinflussungen vorkommen. Das älteste Vorkommen unserer Fibel wird entgegen anderen Meinungen in das 6. Jahrhundert hinaufgerückt. Auf die Bedeutung der fränkischen Goldscheibenfibeln, die in einer Reihe gut nachzuweisender heimischer Werkstätten hergestellt wurden, auf die gesamte mittelalterliche Kunst wird hingewiesen. Die Arbeit ist überzeugend und in flüssigem Stil geschrieben und bildet eine gute Grundlage zur weiteren Erforschung der frühgeschichtlichen Kunst.

Amtliche Mitteilungen

Arbeitsgemeinschaft Metall

In Halle a. d. Saale wurde am 14. Dezember 1940 die „Arbeitsgemeinschaft zur Erforschung der vorgeschichtlichen Metallgewinnung und Metalltechnik" im Reichsbunde für Deutsche Vorgeschichte gegründet. Sie hat die Aufgabe, alle auf dem Gebiet der vorgeschichtlichen Metallforschung tätigen Fach- und Laienforscher zusammenzuführen und nach einheitlicher Planung die organisatorischen und finanziellen Grundlagen für eine erfolgreiche Durchführung der Forschungsaufgaben zu schaffen.

Die Arbeitsgemeinschaft ist, dem speziellen Gegenstand der Forschung entsprechend, in 4 Abteilungen untergegliedert. Zum Leiter der Abteilungen habe ich ernannt:

1. Abteilung „Kupfer und Zinn"
Hüttendirektor i. R. Wilhelm Witter, Halle/Saale.
2. Abteilung „Gold"
Dr. Karl Heinz Otto, Halle/Saale.
3. Abteilung „Blei"
Dr. Walter Modrijan, Berlin.

Die 4. Abteilung Eisen ist noch nicht besetzt.

Ich bitte alle Fachforscher und Vorgeschichtsfreunde, die sich mit Untersuchungen zur vorgeschichtlichen Metallgewinnung und Metalltechnik beschäftigen und noch keine Einladung erhalten haben, sich als Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft bei mir anzumelden.

H. Reinerth,
Berlin, den 19. Februar 1941. Bundesführer

Siedlungsforschung

Zu den wichtigsten Zukunftsaufgaben der deutschen Vor- und Frühgeschichtsforschung gehört die planmäßige Erforschung der Siedlungen. Die Ausfüllung der Forschungslücken und die Berichtigung aller Fehlschlüsse, die die bisher vorwiegende Auswertung der Gräberfunde mit sich bringen mußte, wird nur auf diesem Wege möglich sein.

Vorbedingung ist die möglichst lückenlose Erkundung nnd Festlegung aller vor- und frühgeschichtlichen Siedlungen im Gelände. Dr Walter Lorch hat nunmehr in der von ihm ausgebauten Phosphatmethode einen Weg geschaffen, der es möglich macht, auch ohne oberflächliche Scherben- oder Feuersteinfunde vor- und frühgeschichtliche Siedlungen aufzufinden und abzugrenzen.

Ich habe daher Dr. Walter Lorch, Berlin, mit der Leitung der planmäßigen Erkundung vor- und frühgeschichtlicher Siedlungen im Rahmen des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte beauftragt. Die Arbeit, die die vollständige Erfassung der vorgeschichtlichen Besiedlung zum Ziel hat, wird versuchsweise zunächst in zwei Gauen des Reiches unter dem Einsatz unserer Landes- und Kreisringleiter begonnen.

Der Aufbau einer Arbeitsgemeinschaft ist vorgesehen. Dr. Lorch wird den Lesern von Germanen-Erbe im nächsten Heft über die Forschungsmethode berichten.

H. Reinerth,
Berlin, den 19. Februar 1941. Bundesführer

Ernennungen

Der Leiter des Reichsamtes für Vorgeschichte der NSDAP. und Bundesführer des Reichsbundes, Professor H. Reinerth, hat ernannt:

zum Beauftragten für Vor- und Frühgeschichte des Reichsamtes im Generalgouvernement und Verbindungsmann zum Institut für deutsche Ostarbeit Pg. Professor Dr. Werner Radig, Krakau;

zum Leiter des Kreisringes Lippe im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte Pg. Museumsinspektor Nebelsiek, Detmold.

Germanen-Erbe, Heft 1/2, 1941 enthält Aufnahmen von: Museumsleiter Karl Brandt, Herne, Westfalen S. 19—22; Dr. Hugo Ißleib, Hamburg, Titelbild und S. 1—12; Museumsleiter Gustav Laube, Sudetengau S. 23—26; Professor E. Schaffran, Wien, S. 15—17

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Hans Reinerth, Berlin. Verantwortlich für Anzeigen: Bernhard v. Ammon, Leipzig C 1, Salomonstr. 18b. Tel. 70 861. — Verlag Johann Ambrosius Barth, Leipzig. Druck: Lippert & Co. G.m.b.H., Naumburg (Saale). Pl. 2. Printed in Germany.

Bilder zur deutschen Vorgeschichte welche von dem Amt für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Erziehung der NSDAP. **genehmigt und zur Anschaffung** empfohlen wurden, erscheinen im

Pestalozzi-Fröbel-Verlag, Leipzig C 1

Die außerordentlich eindrucksvollen Bilder, welche nach Angaben von Prof. Dr. Hans Reinerth und Prof. Dr. Walther Schulz von Kunstmaler Jung-Ilsenheim und Prof. Wilh. Petersen in vollendeter Gestaltung geschaffen wurden, sind nicht nur Schulbilder, die der Forschung entsprechend zeigen, auf welch hoher Kulturstufe unsere Vorfahren standen, sondern auch wirkliche Kunstblätter, die verdienen, als Wandschmuck einen Ehrenplatz zu erhalten! **Verlangen Sie kostenlos Prospekte.**

Die Feuersteingeräte der Pfahlbaukultur

Von Dr. Rudolf Ströbel, Berlin. X, 182 S. m. 29 Abb. i. T., 4 Tab., 44 Taf. u. 10 farb. Kart. i. Anh. 1939. gr. 8°. RM. 26.50, geb. RM. 28.— Vorz.-Pr.*) RM. 22.50, geb. RM. 24.—

(Band 66 d. Mannus-Bücherei, gegr. von Gustaf Kossinna. Hrsg. v. Reichsb. f. Dtsche. Vorgeschichte d. Prof. Dr. H. Reinerth, Berlin)

*) Für Mitgl. d. Reichsb. f. Dtsche. Vorgeschichte, f. Bezieher d. Zeitschrift „Mannus", d. „Mannus-Bücherei" oder b. Bestellung von 3 verschiedenen Bänden dieser Sammlung

Soviel auch infolge des ausgezeichneten Zustandes der Fundstücke in den Pfahlbauten über das jungsteinzeitliche Leben bekannt ist, so wenig sind bislang die zahlreichen Feuersteingeräte dieses Kulturgebietes beachtet worden. In dem Pfahldorf Egolswil wurden Tausende von Feuersteingeräten und Werkstücken gefunden. Dieses umfangreiche Fundgut bildet die Grundlage für die statistische, vor allem aber technologische Untersuchung des Verfassers. Es erlaubt ihm, unter vergleichender Betrachtung der meist unveröffentlichten geschlossenen Fundmassen bekannter Fundorte, eine geschichtliche und formenkundliche Gliederung der Feuersteingeräte. Dieses Werk zeigt zum ersten Male die Bedeutung der Feuersteingeräte als kulturgebundener Formen in einem jungsteinzeitlichen Lebensraum auf.

Die jungneolithische Siedlung in Retz (Niederdonau)

Von Otto Seewald, Wien. II, 15 Seiten mit 44 Abbildungen im Text und auf 3 Tafeln. 1940. 4°. Kart. RM. 6.—

(Heft 7 von Praehistorica, Beiträge zur Ur- u. Frühgeschichte des Menschen, gegr. von Josef Bayer, hrsg. von Eduard Beninger, Wien)

Erneute Grabungen in Retz (Niederdonau) setzten sich die Aufgabe, ältere mit diesem Fundplatz verknüpfte Forschungsergebnisse, denen manche Unklarheit anhaftete, nachzuprüfen. Ein wichtiger Teilerfolg dieser Grabung ist die Feststellung, daß die furchenstichverzierten Tongefäße des alten Fundbestandes mit einer jungneolithischen Siedlung zusammenhängen, deren Zugehörigkeit zum nordischen Kreise der Jungsteinzeit durch das Vorkommen von Trichterrandgefäßen — den ersten ihrer Art in Niederdonau — gesichert erscheint.

Johann Ambrosius Barth / Verlag / Leipzig

Die Mittelsteinzeit am Nordrande des Ruhrgebietes

Im Auftrage des Oberbürgermeisters der Stadt Herne bearbeitet von Karl Brandt, Herne. VI, 77 Seiten mit 685 Abbildungen im Text und auf 30 Tafeln und 1 Karte. 1940. gr. 8°. Kart. RM. 7.50

(Bd. 4 der Quellenschr. z. Westdeutschen Vor- u. Frühgeschichte, hrsg. von Prof. Dr. R. Stampfuß, Dortmund)

Hier wird ein wichtiges westdeutsches Fundgebiet, das in fünfzehnjähriger Geländearbeit von dem Verf. inmitten der Zechen- und Hüttenwerke erschlossen werden konnte, zum ersten Male in eingehender Bearbeitung bekanntgemacht. Mit dieser Darstellung der Mittelsteinzeit des nördlichen Ruhrgebietes ist der Grund gelegt für die weitere Behandlung der reichen Fundbestände der Mittelsteinzeit in Westdeutschland. Die hier geborgene Gerätschaft der Mittelsteinzeit, die in umfassender Weise auf 30 Tafeln dargeboten ist, wird von der gesamten deutschen Mittelsteinzeitforschung als unerläßlicher Vergleichsstoff begrüßt werden.

Johann Ambrosius Barth / Verlag / Leipzig

Hans Reinerth

Pfahlbauten am Bodensee

11.—20. Tausend. 2., durchgesehene und im Bilderteil stark erweiterte Auflage. IV, 86 Seiten mit 36 Abbildungen im Text und 20 Tafeln. 1940. 8°. Kart. RM. 1.80

Vergangenheit und Gegenwart: Das Büchlein berichtet in ebenso knapper wie lebendiger und zuverlässiger Weise über die bahnbrechenden Untersuchungen des Verfassers an den Pfahlbauten des Bodensees. Das mit vortrefflichen Bildern reich ausgestattete Bändchen gewährt nicht nur einen anschaulichen Einblick in den heutigen Stand der Pfahlbauforschung, sondern vermittelt zugleich einen ungemein anregenden und wirklichkeitsgetreuen Einblick in Wohnbau, Wirtschaft und Lebensweise der jungsteinzeitlichen und bronzezeitlichen Bewohner der südwestdeutschen und schweizerischen Pfahlbauten. Es ist wie kein anderes geeignet, Arbeitsweise und Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung weitesten Kreisen bekannt zu machen.

Das Pfahldorf Sipplingen

Ergebnisse der Ausgrabungen des Bodenseegeschichtsvereins 1929/30

156 Seiten mit 27 Abbildungen im Text und 32 Tafeln. 1938. gr. 8°. RM. 4.80, geb. RM. 6.—

(Band 10 der Führer zur Urgeschichte, herausgegeben von H. Reinerth)

Germanen-Erbe: Das mit erläuternden Abbildungen und Bildtafeln vorzüglich ausgestattete Buch machte bereits nach wenigen Jahren eine Neuauflage notwendig. Dieses bei fachwissenschaftlichen Büchern nicht gerade häufige Schicksal beweist wohl am besten, welch starken Widerhall der Verfasser durch die überraschenden Ergebnisse seines ausgezeichneten exakten Arbeitens gefunden hat. Die Hauptbedeutung des Buches liegt darin, daß es eine Wende in der gesamten Pfahlbauforschung kennzeichnet. Hatte sich der Verfasser schon seit 1922 für den Charakter der Pfahlbauten als Landsiedlungen ausgesprochen, so erfährt diese Annahme hier ihren klaren und unumstößlichen wissenschaftlichen Beweis. Unter Einsatz neuzeitlicher technischer Hilfsmittel schuf Reinerth die Methode der Kastengrabung, die es ihm ermöglichte, in einer Fläche von 500 qm den noch unberührten Seegrund planmäßig zu untersuchen. Das Ergebnis übertraf alle Erwartungen. Nicht nur zwei verschiedene Siedlungen zeugten von dem wechselvollen Geschick der ersten nordisch-indogermanischen Landnehmer vor mehr als 4000 Jahren. In enger Zusammenarbeit mit den Nachbarwissenschaften konnte vielmehr auch die heißumstrittene Frage nach der ehemaligen Lage der Pfahlbauten sowie nach Einzelheiten ihres Aufbaues, ferner nach Wirtschaftsform und Sozialleben der Bewohner überzeugend geklärt werden.

Das Federseemoor

als Siedlungsland des Vorzeitmenschen

9.—12. Tausend. 184 Seiten mit 150 Abbildungen im Text und auf 48 Tafeln. 1936. gr. 8°. RM. 4.80, geb. RM. 6.—

(Band 9 der Führer zur Urgeschichte, herausgegeben von H. Reinerth)

Mannus: Die Neuauflage beweist die große Wirkung, die von diesem Werke ausgegangen ist und in noch wachsendem Maße ausgeht. Daß es so sein kann, verdankt das Buch zwei Umständen: einmal der glänzenden Darstellungsgabe des Verfassers, der es versteht, auch die streng wissenschaftlichen Forschungsergebnisse in einer anregenden fesselnden Weise vorzutragen: sodann aber dem unerschöpflich reichen Inhalt, der es geradezu zu einem Paradestück des vorgeschichtlichen Forschungsstrebens und seiner Leistung macht. Es gibt bisher kein Gebiet Deutschlands, das in so planmäßiger und vorbildlicher Weise unter Heranziehung aller Hilfswissenschaften untersucht worden ist. Wir dürfen das treffliche Buch als vorbildlich für die gesamte vorgeschichtliche Siedlungsforschung bezeichnen.

Johann Ambrosius Barth / Verlag / Leipzig

Mit einem Prospekt der Verlagsbuchhandlung **Ferdinand Enke, Stuttgart-W.**